



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Discurs über den Geist des Menschen

Helvétius, Claude Adrien

Liegnitz und Leipzig, 1787

Erster Discurs. Von der Kraft zu denken, an und für sich betrachtet.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49180](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49180)



Erster Discurs.

Von der Kraft zu denken an und für
sich betrachtet.

Erstes Capitel.

Man streitet alle Tage darüber, was man eigentlich im Menschen den Geist, oder dessen Kraft zu denken, nennen soll: ein jeder saget seine Meynung davon; und gleichwohl verknüpft keiner dieselbigen Begriffe mit diesem Ausdrücke: folglich spricht man hievon, ohne sich zu verstehen.

Um nun von dem, was man die Kraft zu denken nennet, und von denen verschiedenen Bedeutungen, in welchen man sich dieses Ausdrückes bedienet, einen richtigen und bestimmten Begriff zu geben, muß man gleich anfänglich die Kraft zu denken an und für sich betrachten.

Nun sieht man entweder den Geist des Menschen als eine Wirkung des Vermögens zu denken an (und in dem Verstande ist alsdenn dieser Geist nichts, als eine Zusammensetzung der Gedanken des Menschen); oder man betrachtet ihn als das Vermögen zu denken selbst.

Will man also recht wissen, was der Geist des Menschen, in dieser letztern Bedeutung genommen, sey, so muß man den Ursprung unserer Begriffe kennen.

U

Wir

Wir haben zwey Fähigkeiten in uns, oder, wenn ich so sagen darf, zwey leidende Kräfte, deren Daseyn durchgängig und ohne Widerspruch zugestanden wird.

Die erste Fähigkeit ist die, durch welche wir die verschiedenen Eindrücke empfinden, welche die äußerlichen Gegenstände auf uns wirken; diese nennet man nun überhaupt das Gefühl.

Die andere Fähigkeit besteht in der Behaltung der Eindrücke, welche die Gegenstände auf uns gewirkt haben. Man beleet sie mit dem Namen des Gedächtnisses: und das Gedächtniß ist nichts anders, als eine fortdauernde aber schwächere Empfindung.

Diese

a) Man hat sehr viel über die Seele der Thiere geschrieben: man hat ihnen bald die Kraft zu denken abgesprochen, bald hat man sie ihnen wieder zugestanden; und vielleicht hat man noch nicht mit genugsamer Sorgfalt untersucht, ob der physische Unterschied des Menschen und des Thieres, nicht auch die Ursache des schlechtern Zustandes der Thierseelen sey.

1) Alle Thesen der Thiere sind am Ende entweder mit Horn versehen, wie bey dem Ochsen und dem Hirsche; oder mit Klauen, wie bey dem Hunde und dem Wolfe; oder mit Krallen, wie bey dem Löwen und der Kake. Dieser Unterschied der Bildung zwischen unsern Händen und den Thesen der Thiere, beraubt solche nun nicht nur, wie Herr Buffon saget, fast des völligen Gefühls, sondern auch der Geschicklichkeit, die zur Handhabung eines Werkzeuges erfordert wird, und daß sie keine Ent-

deckung machen können, welche Hände voraussetzet.

2) Das Leben der Thiere, das überhaupt kürzer als das unsrige ist, erlaubt ihnen nicht, Bemerkungen anstellen zu können; daß sie folglich auch nicht so viel Begriffe, wie der Mensch, haben.

3) Die Thiere haben weniger Bedürfnisse, da sie besser bewahret, und von der Natur besser als wir besetzt worden sind, und brauchen folglich auch weniger Erfindungskraft: wenn die Raubthiere überhaupt mehr Verstand als die andern Thiere haben, so hat sie der Hunger, der stets sinnreich ist, Künste gelehret, durch welche sie ihre Beute erhaschen können.

4) Die Thiere machen für den Menschen nur eine flüchtige Gesellschaft aus, welcher, durch die Waffen, die er sich geschmiedet, sich den stärksten unter ihnen schrecklich gemacht hat.

Außer

Diese Fähigkeiten, welche ich als den ursprünglichen Grund unserer Gedanken ansehe, und den wir mit den Thieren gemein haben, würden dennoch nur eine geringe Anzahl von Begriffen in uns zuwege bringen; wenn solche nicht zugleich in uns, mit einer besondern äußerlichen Bildung verknüpft wären.

Wenn die Natur unsern Armen, anstatt der Hände und beweglichen Finger, einen Pferdefuß angefüget hätte; wer würde wohl zweifeln, daß die Menschen nicht noch ohne Kunst, ohne Wohnungen, und ohne Schutz wider die Thiere, nur mit der Sorge beschäffriget, sich Nahrung zu verschaffen, und den reißenden Bestien auszuweichen, in den Wäldern, wie flüchtige Heerden, herumirren würden a).

A 2

Nach

Außer diesem ist der Mensch das Thier, welches sich auf dem Erdboden mehr fortgepflanzt hat: er kömmt auf die Welt, und lebet unter allen Himmelsstrichen, da ein Theil der andern Thiere, wie die Löwen, Elephanten und Nashörner, sich nur auf einer gewissen Gegend der Erdoberfläche befinden.

Je stärker nun das Geschlecht eines Thieres, das zu Bemerkungen aufgeleget ist, anwächst, je mehr Begriffe und Verstand muß diese Art Thiere auch haben.

Warum aber, wird man sagen, haben die Affen, deren Taten bey nahe so behende als unsere Hände sind, nicht einen eben solchen Zuwachs der Erkenntniß, wie der Mensch, erhalten? Weil sie ihm noch in vielen Stücken nicht gleichkommen können; weil die Menschen auf dem Erdboden sich stärker vermehret haben; weil es unter den verschiedenen Sattungen von Affen wenige giebt, der

ren Stärke der Stärke des Menschen zu vergleichen wäre; weil die Affen Früchte fressen, und weniger Bedürfnisse, folglich auch weniger Erfindungskraft, als der Mensch, nöthig haben; weil ihr Leben über dieses noch kürzer ist, und sie vor den Menschen und Thieren, als da sind die Tiger und Löwen etc. nur eine flüchtige Gesellschaft ausmachen; weil sie endlich, durch die Einrichtung des Gliederbaues ihrer Körper, wie die Kinder in einer beständigen Bewegung, so gar auch nach geschehener Befriedigung ihrer Bedürfnisse, erhalten werden: so sind die Affen der Langenweile nicht ausgeleget, welche man, wie ich es in dem dritten Discurse erweisen werde, als einen Grund ansehen muß, der den menschlichen Geist nach einer mehrern Vollkommenheit zu streben antreibt.

Hält man alle diese Verschieden-

den

Nach dem, was wir vorausgesetzt haben, ist klar, daß die Pollicey bey keiner Gesellschaft zu dem Grade der Vollkommenheit gediehen seyn würde, zu der sie gegenwärtig gelanget ist. Kein Volk würde gewissen wilden Völkern, in Ansehung des Geistes, gleichgekommen seyn, die keine zweyhundert Begriffe b), nicht zweyhundert Worte haben, durch welche sie ihre Begriffe erklären können, und deren Sprache folglich sich, eben wie die Thiersprache, nur auf fünf oder sechs Töne, oder Schreie c), heruntersetzen ließe, wenn man dieser Sprache die Worte, Bogen, Pfeil, Schlingen ic., welche den Gebrauch unserer Hände voraussetzen, abnähme. Hieraus folgere ich, daß das Gefühl und

denheiten, die man in dem Menschen und dem Thiere, in Ansehung ihrer körperlichen Bildung antrifft, gegen einander: so kann man erklären, warum das Gefühl und das Gedächtniß, beydes Fähigkeiten, die die Menschen mit den Thieren gemein haben, doch bey diesen letztern, so zu sagen, fruchtlose Fähigkeiten sind.

Man wird mir vielleicht einwenden, Gott habe, ohne Unge-
rechtigkeit, unschuldige Geschöpfe dem Schmerze und dem Tode nicht unterwerfen können, und daß man die Thiere nur als bloße Maschinen betrachten müßte: allein, ich werde darauf antworten, daß, da die Schrift und die Kirche nirgends gesaget hat, die Thiere wären bloße Maschinen, uns die Bewegungsgründe, warum Gott sich also gegen die Thiere betragt, gar wohl unbekannt bleiben, und wir glauben können, daß diese Bewegungsgründe gerecht seyn müssen; ohne daß wir

nöthig haben, zu dem spasshaften Ausdrücke des Pater Malbranche unsere Zuflucht zu nehmen: welcher, als man wider ihn behauptete, die Thiere wären dem Gefühle des Schmerzens unterworfen, scherzend zur Antwort gab: sie werden wahr-scheinlicher Weise von dem verbotenen Jen gefressen haben.

b) Die Begriffe der Zahlen, die so einfach und leicht zu erlangen sind, und auf die uns die Nothdurft unaufhörlich führet, sind bey gewissen Völkern so erstaunlich eingeschränkt, daß man welche antrifft, die nur bis auf drey zählen, und die Zahlen, die die drey übersteigen, nur durch das Wort mehr ausdrücken können.

c) Wie die Völker, z. E., die Dampierre auf einer Insel antraf, auf welcher weder Bäume noch Sträucher wuchsen, und welche, da sie nur von den Fischen lebten,

und das Gedächtniß, ohne eine gewisse äußere Bildung der Gliedmaßen, in uns nur fruchtlose Fähigkeiten seyn würden.

Nun müssen wir untersuchen, ob, durch Hülfe dieser Gliederbildung, diese zwei Fähigkeiten in uns auch wirklich alle unsere Gedanken hervorgebracht haben.

Vielleicht wird man mich, ehe ich über diese Sache eine Untersuchung anstelle, fragen: ob diese zwei Fähigkeiten durch ein geistiges, oder materialisches Wesen wirksam erhalten würden? Diese Frage, welche von den Philosophen vordem d) stark getrieben wurde, und in unsern Tagen aufs neue rege gemacht worden ist, gehöret eigentlich gar nicht

U 3

mit

beten, die von den Wellen in die kleinen Bufen der Insel geworfen wurden, keine andere Sprache, als ein Kludern hatten, das dem Kludern eines Truthahns ähnlich war.

d) So ein entschiedener Stoiker Seneka auch war, so war er doch von der Geisfigkeit der Seelen noch nicht genug überzeuget. Er schreibt an einen von seinen Freunden: „Ihr Schreiben kam mir zu einer ungelogenen Zeit: als ich es erhielt, spazierte ich mit Entzücken in dem Palaste der Hoffnung. Ich wollte mich in demselben von der Unsterblichkeit meiner Seele zu überzeugen suchen. Meine Einbildungskraft, welche durch die Reden einiger großen Männer in angenehme Hitze gebracht worden war, zweifelte fast nicht mehr an dieser Unsterblichkeit, die sie mehr versprechen, als beweisen. Ich sieng schon an, mir selbst nicht mehr zu gefallen, ich

verachtete den Ueberrest eines unglücklichen Lebens, ich eröffnete mit Vergnügen die Thore der Ewigkeit. Indem kömmt ihr Brief: ich ermuntere mich; und alles was mir von einem so anmuthigen Traume übrig blieb, war der Verdruß, daß ich sah, wie es ein bloßer Traum war.“

Noch ein Beweis, daß man, sagt Herr Deslandes in seiner kritischen Geschichte der Weltweisheit (Hist. crit. de la Philos.), vordem weder die Unsterblichkeit der Seele, noch daß die Seele keiner materialischen Natur wäre, geglaubet habe, ist dieser: daß man sich zur Zeit des Nero zu Rom beklagte, wie die neuerlich eingeführte Lehre von einer zukünftigen Welt, den Soldaten den Muth benähme, sie furchtsamer machte, den Unglücklichen des besten Trostes beraubte, und überhaupt den Tod verdoppelte, indem sie nach diesem Leben mit neuem Leiden drohete.

mit in den Plan meines Werkes. Denn das, was ich vom Geiste überhaupt zu sagen habe, verträgt sich auf allen Seiten mit beyden Sätzen. Ich begnüge mich, bey dieser Sache bloß dieses anzumerken, daß, wenn die Kirche unsern Glauben in dem Punkte nicht bestimmet hätte, und man lediglich durch die Einsichten der Vernunft sich bis zur Kenntniß der denkenden Ursache erheben wollte; man nicht in Abrede würde seyn können, daß keine Meynung in der Art

e) Man würde sich hierüber unmöglich an den Grundsatz des Descartes halten, und nur der unwidersprechlichen Gewißheit beypflichten können. Wenn man diesen Lehrsatz alle Tage in den Schulen wiederholet, so geschieht es deswegen, weil er nicht völlig darinnen verstanden wird. Weil Descartes, wenn ich mich anders so ausdrücken darf, an die Wohnung der Wahrheit kein Schild herausgehungen hat, so glaubet ein jeder das Recht zu haben, seine Meynung hineinzuartieren. Derjenige, der nur einer unumstößlichen Gewißheit nachgeben wollte, würde mit vieler Mühe sich kaum von seinem eigenen Daseyn überführen können. Wie würde er sich z. E. von dem Daseyn der Körper wohl überzeugen können? Könnte Gott durch seine Allmacht, auf unsere Sinne nicht eben die Eindrücke machen, welche durch die Gegenwart der Gegenstände in ihnen entstehen? Wenn nun Gott dieses kann, wer will denn Bürge dafür seyn, daß er eben in diesem Stücke sich seiner Macht nicht bedienen wollen, und daß die Welt

nicht eine bloße Erscheinung sey? Da wir überdem in den Träumen von eben solchen Empfindungen gerühret werden, welche wir in der wirklichen Gegenwart sinnlicher Sachen empfinden würden: wie wollte man wohl darthun, daß unser Leben nichts weiter, als ein langer Traum sey?

Ich suche gar nicht das Seyn der Körper zu läugnen, sondern ich will nur zeigen, daß wir das von weniger, als von unserm eigenen Daseyn, überzeuget sind. Wie nun die Wahrheit ein Punkt ist, der nicht getheilet werden kann; und man von einer Wahrheit nicht sagen kann, daß sie mehr oder weniger wahr sey; so ist ausgemacht, daß, wenn wir von unserm eigenen Daseyn mehr, als von der Existenz der Körper, überzeugt sind, deren Existenz folglich nur in der Wahrscheinlichkeit bestehe: eine Wahrscheinlichkeit, die ohne Zweifel nicht geringe ist, und welche in dem Verhalten der Wahrheit gleicht; dessen ungesachtet aber, eine Wahrscheinlichkeit bleibt. Wenn nun fast alle unsere Wahrheiten sich nur auf Wahrscheinlichkeiten gründe: welche

Art sich hinlänglich beweisen ließe: daß man die Gründe dafür und dawider abwägen, die Schwierigkeiten vergleichen, sich für die mehrern Wahrscheinlichkeiten erklären, und folglich nur einen vorläufigen Schluß fassen könne. Es würde mir mit diesem Satze eben so, wie mit unzähligen andern, gehen, die man nur vermittelst einer Reihe von Wahrscheinlichkeiten erklären kann e). Ich halte mich also bey dieser Frage nicht länger auf: ich komme wieder zu meiner

A 4

Sa

che Erkenntlichkeit würde man dem scharfsinnigen Manne nicht schuldig seyn, der es auf sich nähme, physikalische, metaphysische, moralische und politische Tabellen zu entwerfen, in welchen ganz kurz alle verschiedene Stufen der Wahrscheinlichkeit, und folglich auch der Glaube angezeigt würde, den man einer jeden Meynung zustellen könnte?

Das wirkliche Daseyn der Körper würde z. E. in den physikalischen Tabellen als die erste Stufe der Gewisheit seine Stelle finden. Alsdann würde man festsetzen, was man verwetten könne, daß die Sonne morgen, in zehn, in zwanzig Jahren, aufgehen werde. In den moralischen oder politischen Tafeln würde man ebenfalls als den ersten Grad der Gewisheit das Daseyn von Rom oder London, hernach der Helden, als des Cäsars, oder Wilhelms des Eroberers, angeben; man würde also von einer Stufe des Wahrscheinlichen zur andern, bis zu den weniger gewissen Geschichten herabsteigen; und endlich zu den vermeynten Wundern des Mahomed gelangen; Wunder, die durch

so viele Araber becheuret worden sind; und deren Falschheit bey uns immittelst doch höchst wahrscheinlich ist, wo die Lügner so gemein, und die Wunder so selten sind.

Die Menschen, deren Unterschied in Meynungen oft nur durch die Unmöglichkeit verursacht wird, daß sie nicht die eigentlichen Zeichen finden können, wodurch sie die verschiedenen Stufen der Glaubwürdigkeit ihrer Meynungen ausdrücken möchten, würden alsdann ihre Begriffe weit leichter mittheilen können; weil sie, um mich so auszudrücken, ihre Meynungen stets mit einigen in diesen Tafeln der Wahrscheinlichkeit aufgezeichneten Sätzen zu vergleichen, im Stande seyn würden.

Da die Fortschreitung des menschlichen Geistes nur langsam geschieht, und die Entdeckungen in den Wissenschaften nur in einer gewissen Entfernung aufeinander zu folgen pflegen; so späret man, daß, wenn die Tafeln der Wahrscheinlichkeiten einmal eingerichtet wären, man nur geringe Veränderungen darinnen anbringen dürfte, die allmählig sich zeigen,

Sache, und behaupte: daß das Gefühl und das Gedächtniß, oder, um bestimmter zu reden, daß das Gefühl allein alle unsere Begriffe zeuge. Und das Gedächtniß kann in der That nichts anders als ein Glied des Gefühls seyn: das ursprüngliche Ding, was in uns empfindet, muß nothwendig auch das seyn, welches sich der Empfindung wieder erinnern kann; weil die Wiedererinnerung eigentlich nur im Gefühle besteht, wie ich solches erweisen werde.

Zu der Zeit, wenn ich durch eine Folge meiner Begriffe, oder durch eine Erhebung, welche durch gewisse Töne in dem Werkzeuge meines Ohrs entsteht, mich der Vorstellung einer Eiche erinnere: so müßten meine innern Werkzeuge sich beynähe in eben der Stellung befinden, in der sie sich beim Anblicke der Eiche befanden. Da nun diese Stellung der Werkzeuge ohne Widerspruch ein Gefühl wirken muß: so ist es höchst wahrscheinlich, daß, indem man sich einer Sache wieder erinnert, man solche fühle.

Nachdem ich diesen Grundsatz festgesetzt habe, so behaupte ich noch weiter, daß alle Wirkungen des Geistes auf die Fähigkeit gegründet sind, vermittelst welcher wir die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit, die Uebereinstimmung oder

Nicht-

zeigen, und darinnen bestehen würden: daß man zu Folge dieser Entdeckungen, die Wahrscheinlichkeit gewisser Sätze, die wir wahr nennen, und doch nur mehr oder weniger gehäufte Wahrscheinlichkeiten sind, entweder vermehrte oder verminderte. Durch dieses Mittel würde der Zweifel, der dem Stofze der mehresten Menschen unerträglich ist, leichter zu ertragen seyn; die Zweifel würden alsdann nicht ganz ungewiß seyn; sie würden leichter in bejahende Sätze verwandelt werden können, indem ihr Werth viel eher als vor-

dem zu bestimmen wäre. Alsdann würde die Secte des Carneades, der man den Vorzug unter allen philosophischen Secten gab, und ihre Philosophie die ausgesuchte (eclectique) nannte, von den leichten Fehlern gereinigt werden können, welche die zankfüchtige Unwissenheit mit zu vieler Bitterkeit dieser Philosophie vorgeworfen hat, deren Lehrsätze doch so wohl geschickt waren, den Verstand aufzuhellen, als die Sitten der Rauheit zu entziehen.

Ob diese Secte schon, ihren Grundsätzen zu Folge, keine Wahr-

Wahr-

Nichtübereinkunft verschiedener Gegenstände unter sich wahrnehmen können. Diese Fähigkeit ist aber nichts anders, als das Gefühl selbst: folglich kömmt alles auf das Gefühl an.

Um uns von dieser Wahrheit zu überzeugen, wollen wir die Natur zur Betrachtung vornehmen. Sie stellet uns verschiedene Gegenstände dar; und diese Gegenstände stehen in gewissen Verhältnissen mit uns, und mit sich unter einander selbst. Die Kenntniß dieser Verhältnisse bildet dasjenige, was wir Denkkraft nennen: diese ist nun weniger oder mehr groß, je nachdem unsere Kenntnisse von dieser Art mehr oder weniger ausgebreitet sind. Der menschliche Geist erhebt sich bis zur Erkenntniß dieser Verhältnisse; er findet aber auch da seine Gränzen, über die er sich nie wegsetzen kann. Daher erinnern uns alle Worte, aus welchen die verschiedenen Sprachen zusammengesetzt sind, und die man als eine Sammlung von Zeichen, durch welche alle Gedanken der Menschen verständlich gemacht werden, ansehen kann, entweder an Bilder, wie die Worte, *Eiche, Ocean, Sonne*; oder sie geben die Begriffe, das ist, die verschiedenen Verhältnisse an, welche die Gegenstände unter einander haben, und welche entweder einfach sind, wie

A 5 in

Wahrheiten annehmen wollte: so erkannte sie wenigstens Wahrscheinlichkeiten, und drang darauf, daß man sein Leben nach diesen Wahrscheinlichkeiten einrichtete, daß man sich mit Handlungen beschäftigte, wenn sie für dienlicher gehalten wurden, als die Untersuchung; daß man etwas reiflich überlegen müsse, wenn man Zeit zur Ueberlegung hätte; daß man folglich einen weit sicherern Schluß fassen, und unentdeckten Wahrheiten eine freye Aufnahme bewilligen könne, welche ihnen die, nach einem angenommenen System denkenden Köpfe, ver-

sagen. Diese Secte verlangte ferner, man müsse von seinen Meinungen weniger eingenommen seyn; in der Verwerfung der Meinungen eines andern langsamer zu Werke gehen; mithin gesellschaftlicher sich betragen; kurz, daß, indem man sich mit dem Zweifel befannter machte, der uns den Widerspruch mit wenigerer Empfindlichkeit ertragen lehret, die fruchtbarste Ursache des Hasses unter den Menschen aufgehoben werden möchte. Hier ist aber keinesweges die Rede von offenbarten Wahrheiten, welche von ganz anderer Natur sind.

in den Worten, Größe, Kleinheit, oder zusammengesetzt, als Tugend, Laster; oder sie drücken endlich die verschiedenen Verhältnisse aus, in welchen die Gegenstände mit uns stehen, das ist, unsere Wirkung auf dieselben, wie in den Wörtern, ich breche, ich grabe, ich hebe auf; oder deren Eindruck auf uns, wie in, ich bin verwundet, verblendet, erschrocken.

Wenn ich eben die Bedeutung des Wortes Begriff, welches man in sehr verschiedenem Verstande zu nehmen pflegt, weil eben sowohl gesagt wird, der Begriff von einem Baume, als der Begriff von der Tugend, eingeschränkt habe; so ist es deswegen geschehen: weil die unbestimmte Bedeutung dieses Ausdrucks bisweilen machen kann, daß man in Fehler verfällt, die allezeit aus dem Misbrauche der Wörter entstehen.

Der Schluß von allem dem, was ich gesaget habe, ist dieser, daß, wenn alle Wörter in verschiedenen Sprachen nie mehr bezeichnen, als die Gegenstände, oder die Beziehungen dieser Gegenstände auf uns, oder auf sich unter einander selbst; folglich die völlige Kraft zu denken in der Vergleichung unserer Empfindungen und unserer Begriffe bestehe; das ist, die Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten, die Gleichheit oder Ungleichheit, die sie unter sich haben, zu bemerken. Da nun das Urtheil nur in dieser Bemerkung selbst besteht, oder wenigstens der Ausspruch dieser Bemerkung ist, so folget hieraus, daß alle Wirkungen des Geistes auf das Urtheilen hinauslaufen.

Da ich die Frage in so weit eingeschränkt habe; so will ich nunmehr untersuchen, ob das Urtheil nicht im Fühlen bestehe. Wenn ich von der Größe, oder Farbe der Gegenstände, die man mir vorstellet, schließen will: so ist es unläugbar, daß das über die verschiedenen Eindrücke, welche diese Gegenstände auf meine Sinne gewirkt haben, gefällte Urtheil eigentlich nichts weiter, als ein Gefühl ist; daß ich eben sowohl sagen kann, ich urtheile oder ich empfinde; daß von zwey Dingen, wovon das eine, das ich Klasternenne,

nenne, von dem andern, welches ich Fuß nenne, einen unterschiedenen Eindruck auf mich machet; daß die Farbe, welche ich roth nenne, anders auf meine Augen wirkt, als die, die ich gelb heiße; und hieraus schließe ich, daß in dergleichen Fällen das Urtheilen nichts anders sey, als Fühlen. Wir wollen, wird man aber sagen, annehmen, man wolle wissen, ob die Stärke der Größe des Leibes vorzuziehen sey: kann man auch alsdann behaupten, daß Urtheilen nichts als Fühlen sey? Ich werde mit Ja darauf antworten: denn, um von dieser Sache zu urtheilen, wird mir mein Gedächtniß nach und nach die Schilderungen verschiedener Stellungen, in welchen ich mich während meines Lebens ordentlicher Weise befinden kann, vorstellen. Das Urtheil wird also darinnen bestehen, daß ich in diesen verschiedenen Schilderungen wahrnehme, wie die Stärke mir oft nützlicher, als die Größe des Körpers, seyn werde. Noch aber wird man mir einwerfen, daß, wenn man urtheilen sollte: ob an einem Könige die Gerechtigkeit oder die Güte vorzuziehen sey? wird man alsdann sich auch einbilden können, daß das Urtheil auch nur ein Gefühl sey?

Diese Meynung scheint allerdings bey dem ersten Anblicke ein widersprechender Satz zu seyn; indessen wollen wir, um dessen Wahrheit zu beweisen, voraussetzen, daß ein Mensch wisse, was Gut oder Böse sey; und daß dieser Mensch ferner wisse, daß eine Handlung mehr oder weniger böse sey, nachdem solche dem Glücke der Gesellschaft mehr oder weniger schadet. Welche Kunst darf der Dichter oder Redner in dieser Voraussetzung anwenden, um lebhafter zu zeigen: daß die Gerechtigkeit bey einem Könige den Vorzug vor der Güte verdiene, weil sie dem Staate mehr Bürger erhält.

Der Redner wird der Einbildung eben desselben Menschen drey Gemählde vorlegen: in dem einen wird er ihm einen gerechten König abmalen, welcher einen Verbrecher verurtheilet und hinrichten läßt; in dem andern den gültigen König, welcher eben desselben Verbrechers Gefängniß eröffnet, und ihm die Ketten abschließen läßt; in dem dritten
wird

wird er denselbigen Verbrecher aufführen, wie er mit seinem Dolche bewaffnet aus dem Gefängnisse herausgeht, und funfzig Bürger umbringt: welcher Mensch wird bey Erblickung dieser drey Gemählde nun nicht empfinden, daß die Gerechtigkeit, welche durch den Tod eines einzigen dem Tode von funfzig Menschen vorbeuet, bey einem Könige der Gütigkeit vorzuziehen sey? Indessen ist dieses Urtheil wirklich nur ein Gefühl. Wenn man durch die Gewohnheit, gewisse Begriffe mit gewissen Worten zu vereinigen, in uns fast dieselben Empfindungen zuwege bringen kann, welche man empfinden würde, wenn die Gegenstände selbst wirklich zugegen wären, wie die Erfahrung es lehret, wenn man das Ohr durch gewisse Töne rühret: so ist in der That klar, daß, bey Aufstellung dieser drey Bilder zu urtheilen, ob an einem Könige die Gerechtigkeit der Gütigkeit vorzuziehen sey, man sowohl fühlet als sieht, daß in dem ersten Gemählde nur ein Bürger, in dem dritten aber funfzig Bürger aufgeopfert werden: woraus ich denn schließe, daß alles Urtheil nur ein Gefühl sey.

Man wird aber auch noch sagen, ob man die Urtheile auch in die Reihe der Empfindungen bringen müsse, wenn man z. E. von der mehrern oder geringern Vortrefflichkeit gewisser Lehrarten, als diese ist, durch welche wir bequemlich viele Sachen in unser Gedächtniß bringen, oder von der Lehrart, wie man abgezogene Begriffe machen, oder auch ihre Erklärungen zu zergliedern, urtheilen solle.

Um auf diese Einwendung zu antworten, muß ich zuerst die Bedeutung des Wortes Lehrart (Methode) bestimmen. Eine Lehrart ist ein Mittel, dessen man sich bedienet, zu dem Zwecke zu gelangen, den man sich vorgesezt hat. Wir wollen annehmen, ein Mensch sey Willens, gewisse Sachen oder gewisse Begriffe seinem Gedächtnisse einzudrücken, und diese hätten sich von ungefähr darinne dergestalt ordentlich eingedrückt, daß, wenn er an eine geschehene Handlung oder an einen Begriff davon zurückgedacht, er sich einer Menge anderer Handlungen, oder Begriffe, erinnert, und dergestalt
mit

mit seinem Gedächtnisse gewisse Gegenstände weit leichter und gewisser gefasset hätte: schließt er alsdann, daß diese Ordnung die beste sey, und giebt ihr den Namen Lehrart, so sagt er: er habe weniger Anstrengung der Aufmerksamkeit, weniger peinliches Gefühl verspüret; indem er nach dieser und keiner andern Ordnung studiert hätte. Indem man sich eines peinlichen Gefühls erinnert, so fühlet man; es ist also auch in diesem Falle klar, daß Urtheilen Fühlen sey.

Wir wollen weiter annehmen, ein Feldmesser sey darauf verfallen, daß, um die Wahrheit gewisser Sätze in der Geometrie zu beweisen, und sie seinen Schülern leichter begreiflich zu machen, er sie die Linien, ohne auf ihre Breite und Dicke zu sehen, habe betrachten lassen. Schließt man alsdann, daß dieses Mittel, oder diese Lehrart von abgesonderten Begriffen (Abstraction) die bequemste sey, seinen Schülern den Verstand gewisser Sätze der Geometrie leichter zu machen: so sagt man, daß sie ihre Aufmerksamkeit weniger anstrengen dürfen, und eine weniger peinliche Empfindung fühlen, wenn sie sich dieser Lehrart vor einer andern bedienen.

Wir wollen zum letzten Exempel annehmen, man hätte durch eine besondere Untersuchung einer jeden von den Wahrheiten, die ein vermischter Satz in sich hielt, diesen Satz leichter verstehen lernen: so saget man ebenfalls, wenn man alsdann schließt, daß das Mittel oder die Lehrart der Zergliederung die beste sey, man habe weniger mühsame Aufmerksamkeit nöthig gehabt, und folglich eine weniger beschwerliche Empfindung gefühlet; indem man eine jede Wahrheit besonders erwogen habe, welche in dem Satze vermischet angetroffen wurden, als wenn; man sie alle zugleich begreifen wollte.

Aus dem, was ich gesaget habe, erhellet, daß die Urtheile, welche über die Mittel oder Lehrarten gefället worden, die sich uns bey dem Bestreben nach einem gewissen Ziele von ohngefähr vorstellen, eigentlich nichts als Empfindungen sind; und daß bey dem Menschen alles auf das Gefühl ankomme.

Wie

Wie hat man aber, wird man weiter sagen, bisher in uns eine Kraft zu denken, die von der Kraft zu fühlen verschieden wäre, voraussetzen können? Meine Antwort ist, man habe diese Voraussetzung nur dem zuzuschreiben, daß man bis jetzt geglaubet hat, man könne gewisse Fehler des Verstandes auf keine andere Art erklären.

Diese Schwierigkeit zu heben, werde ich in den folgenden Capiteln zeigen: daß alle unsere falschen Schlüsse und Irrthümer sich nur auf zwey Ursachen gründen, die nichts weiter, als das Gefühl, in uns voraussetzen; daß es folglich unnütz, und so gar ungereimt seyn würde, wenn man in uns eine Kraft zu urtheilen zugeben wollte, die nichts erweise, was man nicht auch durch das Gefühl erweisen könne. Ich schreite also weiter, und sage, ein jeder falscher Schluß sey eine Wirkung unserer Leidenschaften, oder unserer Unwissenheit.

Zwentes Capitel.

Von den Irrthümern, die aus unsern Leidenschaften entstehen.

Capitel II
Die Leidenschaften verführen uns zu einem Irrthume, dadurch, daß sie alle unsere Aufmerksamkeit nur auf die eine Seite des Gegenstandes, welchen sie uns darstellen, heften, und uns nicht erlauben, daß wir ihn auf allen Seiten betrachten dürften. Ein König geizet nach dem Titel eines Eroberers: Der Sieg, saget er, ruft mich bis an das Ende der Welt; ich will streiten, ich will siegen; ich will meinen Feinden den stolzen Nacken brechen; ich will Ketten um ihre Hände legen lassen; und der Schrecken meines Namens soll, gleich einer unersteiglichen Mauer, die Grenzen meines Reichs bewahren. Trunken von dieser Hoffnung vergiftet er die Unbeständigkeit des Glücks, und daß der Sieger eben sowohl, wie der Ueberwundene, die Bürde des Elends tragen müsse. Er fühlet nicht, daß das Wohl seiner

seiner Unterthanen seiner kriegerischen Wuth bloß zum Vorwande dienen muß, daß der Hochmuth seine Waffen schmiedet, und die Fahnen fliegen läßt: alle seine Aufmerksamkeit ist auf den Pracht des Siegeswagens gerichtet.

Die Furcht, die nicht minder mächtig ist, als der Hochmuth, wird eben die Wirkungen erzeugen; sie wird Gespenster schaffen, sie um die Gräber und in dem dunkeln Gehölze den Blicken eines furchtsamen Reisenden darstellen; sie wird sich aller Kräfte seiner Seele bemächtigen, und keine einzige freylassen, durch welche er sich das Ungereimte der Bewegungsgründe zu einer so eiteln Furcht vorstellen könnte.

Die Leidenschaften lassen uns nicht allein nur gewisse Seiten der Gegenstände, welche sie vorstellen, betrachten; sondern sie betrügen uns noch, indem sie uns oft dieselben Gegenstände da zeigen, wo sie gar nicht sind. Die Erzählung von einem Dorfpfarrer, und einer verliebten adelichen Frau ist bekannt. Sie hatten sagen hören, der Mond wäre bewohnt; sie glaubeten es, und gaben beyde, mit dem Seherohr in der Hand, sich Mühe, dessen Bewohner zu entdecken. Wenn ich mich nicht irre, sagte die Edelfrau zuerst, so werde ich zween Schatten gewahr; sie neigen sich gegen einander: ich zweifele nicht, es werden zwey glücklichliebende seyn == Ly! pfuy doch, gnädige Frau, erwiederte der Dorfpfarrer, diese beyde Schatten, welche sie sehen, sind zween Glockenthürme von einer Hauptkirche. Diese Erzählung ist unsere eigene Geschichte; denn öfters sehen wir an den Sachen nur das, was wir an denselben zu finden wünschen: unterschiedene Leidenschaften werden uns auf der Erde sowohl, als im Monde, allezeit entweder Verliebte oder Glockenthürme zu sehen geben. Die Verblendung ist eine nothwendige Folge der Leidenschaften, deren Stärke fast allezeit nach dem Grade der Blindheit, in welche sie uns stürzt, abgemessen werden kann. Das hatte jene, ich weiß nicht welche, Frau wohl gefühlet, welche, ob sie gleich vor
ihrem

16 I. Disc. II. Cap. Von den Irrthümern 2c.

ihrem Liebhaber in den Armen seines Nebenbuhlers angetroffen wurde, sich dennoch unterstund, ihm die Sache, von welcher er ein Zeuge war, zu läugnen: Wie! sagte er zu ihr, ihr treibt eure Unverschämtheit so weit . . . Ach Treuloser! schreie sie, ich sehe es, du liebst mich nicht mehr; du glaubest mehr das, was du siehst, als das, was ich dir sage. Dieses läßt sich nicht auf die Leidenschaft der Liebe allein, sondern auf alle Leidenschaften, anwenden. Alle machen uns stockblind. Wenn z. E. der Ehrgeiz zwey mächtige Völker wider einander bewaffnet, und die Bürger voll Unruhe einer den andern um Neuigkeiten fragen: mit welcher Leichtigkeit glaubet man nicht auf einer Seite die guten! und wie ungläubig ist man nicht auf der andern gegen die schlimmen! Wie oft hat ein allzuthörichtes Vertrauen zu unwissenden Mönchen die Christen nicht an der Möglichkeit von Gegenfüßlern zweifelhaft gemacht? Es verfließen keine hundert Jahre, welche dem folgenden Jahrhunderte nicht, durch eine lächerliche Bejahung oder Verneinung, etwas zu lachen hinterlassen sollten. Eine vergangene Narrheit öffnet den Menschen selten die Augen über ihre gegenwärtige Thorheit.

Im übrigen sind eben diese Leidenschaften, welche man als den Ursprung einer unzähligen Menge von Irrthümern ansehen muß, zugleich die Quelle unserer Erkenntnisse. Führen sie uns gleich irre, so sind sie es auch allein, die uns die Kraft zum Gehen verleihen. Nur sie entreißen uns der Unthätigkeit und Faulheit, die allezeit drohet, sich aller unserer Seelenkräfte zu bemächtigen.

Hier ist nur der Ort nicht, die Wahrheit dieses Satzes zu untersuchen. Ich wende mich vielmehr zur zwayten Ursache unserer Irrthümer.

Drit-

Drittes Capitel.
Von der Unwissenheit.

Wir betrügen uns, wenn wir, von einer Leidenschaft getrieben, unser völliges Augenmerk nur auf eine Seite eines Gegenstandes richten, und durch diese einzige Seite dennoch von dem ganzen Gegenstande urtheilen wollen. Wir betrügen uns ferner, wenn wir uns über eine Sache zu Nichtern aufwerfen wollen, und unser Gedächtniß doch nicht von allen denen Sachen angefüllet ist, von deren Vergleichung in dieser Art die Richtigkeit unserer Aussprüche abhängt. Nicht daß jeder keinen richtigen Verstand hätte; denn ein jeder sieht wohl das, was er sieht: sondern es setzt niemand genug Mistrauen in seine Unwissenheit, und glaubet daher zu leicht, daß das, was man in einem Gegenstande sieht, auch alles das sey, was man daran sehen könne.

Bei Fragen, die ein wenig schwer sind, muß die Unwissenheit als die Hauptursache unserer Fehler angesehen werden. Zu zeigen, wie leicht es sey, sich selbst in diesem Falle zu betrügen; und wie Leute, indem sie allezeit richtige Folgen aus ihren Grundsätzen herleiten, doch auf ganz widersprechende Schlüsse gerathen können, will ich eine etwas verwickelte Frage zum Beyspiel erwählen: eine solche ist die Pracht, über welche man eben so viel verschiedene Urtheile gefället hat, nachdem man sie von dieser oder einer andern Seite betrachtet hat.

Da das Wort, die Pracht, weitschweifig ist; da es keinen bestimmten Sinn, und nur gewöhnlicher maßen eine relative Bedeutung hat; so muß man mit diesem Worte einen deutlichen Begriff zu verbinden suchen, indem man solches in der strengsten Bedeutung annimmt: und hernach eine Beschreibung der Pracht geben, in so fern man dieselbe betrachtet, wie sich solche gegen ein ganzes Volk, und gegen den Privatmann verhält.

In der strengsten Bedeutung versteht man durch die Pracht alle Arten von Ueberfluß; das ist, alles das, was zur Erhaltung des Menschen nicht unumgänglich nöthig ist. Bey einem gesitteten Volke und bey Privatleuten, welche dieses Volk ausmachen, hat das Wort Pracht eine ganz andere Bedeutung, welche nur durch die Vergleichung bestimmt werden muß. Die Pracht eines gesitteten Volkes besteht in der Verwendung seiner Reichthümer auf dasjenige, was das Volk, gegen welches man jenes Volk vergleicht, Ueberfluß zu nennen pfleget. In diesem Falle befindet sich England in Vergleichung mit der Schweiz.

Die Pracht eines Privatmannes besteht gleichfalls in der Anwendung seiner Reichthümer auf das, was man Ueberflüßiges nennen kann; in so fern man auf das Amt sieht, welches dieser Mann in einem Staate bekleidet, und auf das Land, in welchem er lebet: von der Art war die Pracht des Bourvalais.

Da ich diese Beschreibung mitgetheilt habe, wollen wir ferner sehen, nach welchen verschiedenen Aussichten man die Pracht der Völker betrachtet habe, wenn einige sie bald für nützlich, und andere dem Staate für nachtheilig, gehalten haben.

Erstere haben ihr Augenmerk auf die Manufacturen gerichtet, zu welchen die Pracht Gelegenheit gegeben hat; und in welchen der Fremde seine Schätze gegen die Arbeiten eines Volkes umtauschet. Sie sehen, wie die Vermehrung der Reichthümer die Vermehrung der Pracht, und die Vollkommenheit derer dazu erforderlichen Künste nach sich zieht. Ein Zeitpunkt der Pracht scheint ihnen ein Zeitpunkt der Größe und Macht eines Staats zu seyn. Der Ueberfluß des Geldes, welchen die Pracht voraussetzet und nach sich zieht, machet, sprechen sie, das Volk innerhalb des Landes glücklich, und außerhalb furchtbar. Durch Geld kann man eine Menge Truppen besolden, Zeughäuser errichten, Vorrathskammern anlegen, mit großen Fürsten Vergleiche und Bündnisse schließen; kurz, ein Volk kann
durch

durch Geld nicht allein zahlreichern und folglich mächtigern Völkern Widerstand thun, sondern ihnen annoch Befehle vorschreiben. Macht die Pracht einen Staat außerhalb furchtbar, was für Glückseligkeit verschaffet sie ihm nicht auch innerhalb? Sie macht die Sitten sanfter, sie erschaffet neues Vergnügen, und giebt einer Menge von Arbeitsleuten durch dieses Mittel ihren Unterhalt; sie erwecket eine heilsame Begierde, die den Menschen der Trägheit und der Langenweile entreißt, welche man als eine Krankheit ansehen muß, die dem menschlichen Geschlechte sehr gewöhnlich und höchstschädlich ist; sie belebet alles mit einem regen Feuer; sie sezet alle Glieder eines Staats in muntere Bewegung, erwecket den Fleiß, räumet die Hafens, bauet darinnen Schiffe, schicket sie über das Weltmeer, und theilet endlich allen Menschen die Früchte und Schätze mit, welche die geizige Natur in den Schlünden des Meeres und in den Tiefen der Erde verschließt, oder in tausend verschiedenen Gegenden zerstreuet hat. Das ist wohl beynah, sollte ich denken, der Gesichtspunkt, unter welchem sich die Pracht denen vorstelllet, welche dieselbe den Staaten für zuträglich halten.

Nun wollen wir untersuchen, wie die Pracht sich den Philosophen zeigt, die solche allen Völkern für höchstschädlich halten.

Die Glückseligkeit der Völker hängt von der Glückseligkeit ab, welche sie innerhalb ihrer Gränzen genießen; und von der Ehrfurcht, welche sie sich außerhalb zu verschaffen wissen.

Was den ersten Punkt betrifft, meinen wir, werden die Philosophen sagen: die Pracht und die Reichthümer, die durch dieselbe in einen Staat hereingezogen werden, würde die Unterthanen glücklicher machen, wenn diese Reichthümer weniger ungleich vertheilet wären; und ein jeder sich die Bequemlichkeiten verschaffen könnte, welche ihm die Armuth mit Gewalt verbietet.

Die Pracht ist also nicht als Pracht an sich schädlich, sondern bloß durch die Wirkung der großen Ungleichheit in dem Reichthume der Bürger f). Die Pracht ist auch niemals außerordentlich, wenn der Reichthum nicht zu ungleich ausgetheilet ist. In je weniger Händen sich derselbe befindet, desto mehr nimmt die Pracht zu, bis sie endlich ihren höchsten Gipfel erreicht; indem das Volk sich in zwei Classen scheidet, deren eine im Ueberflusse lebet, wenn die andere Noth leidet.

Wenn es mit der Pracht einmal so weit gekommen ist, so ist auch der Zustand einer Nation um so viel trauriger, je unheilbarer derselbe ist. Auf welche Art soll man alsdann eine Gleichheit in den Glücksumständen der Bürger einführen? Der reiche Mann wird sich große Ritter-

sitze

f) Die Pracht bringt das Geld unter das Volk, indem sie solches aus den Kasten herauslanget, in welchen der Geiz es verschließt: die Pracht machet also, wie einige sagen, das Glück der Bürger gleich. Auf diesen Schluß antwortete ich mit Nein: weil sie diese Wirkung nicht hervorbringt. Die Pracht setzet beständig einen Grund der ungleichen Reichthümer unter den Bürgern voraus. Diese Grundursache, welche die ersten Reichen machet, muß, wenn diese durch die Pracht erschöpft worden sind, stets wieder neue Leute reich machen: wenn man also diese Ungleichheit der Reichthümer aufhübe, so würde auch die Pracht mit ihr zugleich verschwinden. In denen Ländern, in welchen die Glücksumstände der Bürger einander beynähe gleich sind, trifft man keineswegs Pracht an. Zu

dem, was ich gesaget habe, füge ich noch hinzu, daß, wenn die Ungleichheit der Reichthümer einmal entstanden ist, die Pracht selbst zum Theil beständig neue Pracht hervorbringt. Ein jeder Mensch, der durch die Pracht arm wird, überliefert in der That den größten Theil seines Vermögens in die Hände der für die Pracht arbeitenden Künstler; diese letztern bereichern sich durch eine Menge Verschwender, und verarmen, nachdem sie ebenfalls vorher reich waren, nach eben der Weise der erstern. Was nun von den Trümmern so vieler vermögenden Leute auf das Land gelanget, kann nur der geringste Theil seyn; weil die Erdfrüchte, die zu dem gewöhnlichen Gebrauche der Menschen bestimmt sind, nie einen gewissen Werth übersteigen können.

Mit den Producten, die in die Manufacturen gebracht werden; und

fiße angekauft, und, da er im Stande war, aus dem Ver-
falle seiner Nachbarn Vortheil zu ziehen, in kurzer Zeit eine
Menge anderer eigenthümlicher Grundstücke zu seinen er-
stern Besitzungen geschlagen haben. Die Anzahl der Un-
fähigen wird also vermindert, indem die Tagelöhner sich
vermehrten. Wenn nun diese letztern dergestalt herangewach-
sen seyn werden, daß mehr Arbeiter als Arbeit ist; so wird
es dem Tagelöhner, wie einer jeden andern Waare, gehen,
deren Preis fällt, sobald sie häufig vorhanden ist. Zudem
wird der reiche Mann, dessen Pracht größer als sein Reich-
thum ist, genöthiget, den Werth des Tagelohns herunter
zu setzen, und dem Arbeiter einen Lohn zu biethen, der noch-
dürftig zu seiner Erhaltung zureichend ist g). Die Dürftig-
keit zwingt den Letztern, damit sich zu begnügen; wenn ihm

B 3

aber

und durch den Fleiß verarbeitet worden sind, verhält es sich nicht eben so; denn diese erhalten alsdann einen eingebildeten Werth, welcher außerordentlich hoch ist. Die Pracht muß daher allezeit das Geld in die Hände ihrer Künstler liefern, und dasselbe nur stets unter eine Classe von Leuten bringen, und durch dieses Mittel die Ungleichheit der Reichthümer unter den Bürgern beständig erhalten.

g) Man glaubet gemeinlich, das platte Land würde durch Hof-
dienst, Auflagen, und besonders durch die Steuern ruiniret. Ich gestehe gar gern, daß sie genug zur Last fallen: man muß aber auch sich nicht einbilden, daß die Aufhebung dieser Abgaben den Zustand eines Bauers viel glücklicher machen würde. In vielen Provinzen wird 8 Sous (d. i. 3 gl. 3 pf.) Tagelohn bezahlet: ziehe

ich nun von diesen 8 Sous den Kirchendienst ab, der in ungefäh-
r neunzig Festen und Sonntagen besteht, und annoch vielleicht dreyßig Tage im Jahre, an welchen der Arbeitsmann sich nicht wohl befindet, ohne Arbeit oder im Hofdienste ist: so bleiben ihm, eines ins andere gerechnet, nur täglich 6 Sous. So lange er ledig ist, will ich glauben, daß er mit den 6 Sous seine Ausgaben im Essen, Trinken, Bekleiden und Wohnung bestreiten möge; so bald er aber verheurathet seyn wird, werden diese 6 Sous ihm nicht zureichend seyn; weil die Frau in den ersten Jahren der Ehe nichts erwerben kann, da sie allein mit der Wartung und Säugung ihrer Kinder genug zu thun hat. Nun wollen wir annehmen, man erlasse ihm alle Abgaben, das sind 5 oder 6 Franken (zu 8 gl.), so würde er beynähe einen Pfennig täg-

aber eine Krankheit zustoßt, oder seine Familie zahlreicher wird, alsdann wird er, in Ermangelung einer gesunden oder hinlänglichen Nahrung, schwach; er stirbt, und läßt dem Staate eine Bettlerfamilie zurück. Man müßte, wenn man einem dergleichen Uebel vorbeugen wollte, die Felder auf das neue vertheilen: eine Theilung, die beständig unbillig und unmöglich ist. Es ist also ausgemacht, daß, wenn die Pracht zu einer gewissen Größe gestiegen ist, es unmöglich sey, die Gleichheit der Glücksumstände unter den Bürgern wieder herzustellen. Die Reichen ziehen alsdann mit ihren Reichthümern in die Hauptstadt, wohin sie durch das Vergnügen und durch die Künste der Pracht gelockt

wer-

täglich mehr zu verzehren haben; dieser Pfennig würde nun seinen Zustand gewißlich nicht verbessern. Was sollte man aber thun, denselben glücklicher zu machen? man müßte das Tagelohn mehr erhöhen. Zu diesem Ende wäre nöthig, daß die Herren beständig auf ihren Landgütern lebten: sie müßten nach dem Beispiele ihrer Väter, die Dienste ihrer Bedienten durch die Schenkung einiger Morgen Landes belohnen: die Zahl der Ansässigen würde unvermerkt zu, die Tagelöhner aber abnehmen; und wenn diese letztern feltner worden wären, würden sie auch ihre Mühe sich mit mehrerm Gelde bezahlen lassen.

h) Es ist sonderbar, daß die wegen ihrer Pracht und Sittlichkeit so berühmten Länder, eben diejenigen sind, in welchen der größte Theil von Menschen weit unglücklicher ist, als es die wilden Völker nicht sind, die von den

Gesittetern so verachtet werden. Wer zweifelt wohl, ob der Zustand eines Wilden dem Zustande des Bauers vorzuziehen sey? Der Wilde darf nicht, wie er, sich vor dem Gefängnisse, vor den übermäßigen Abgaben, vor den Plackereyen eines Edelmannes, u. vor der willkührlichen Gewalt eines Bogtes fürchten; er wird nicht beständig durch die tägliche Gegenwart der Leute gedemüthiget und bedrückt gemacht, die reicher und mächtiger sind, als er. Ohne einen Beherrscher, ohne Sklaverey, gesünder und stärker, als der Bauer, weil er glücklicher ist, genießt er die Glückseligkeit der Gleichheit, und besonders des unschätzbaren Guts der Freyheit, nach welcher der mehreste Theil der Völker vergeblich seufzen.

In den gesittetern Ländern hat die Kunst der Gesetzgebung oft bloß darinn bestanden, daß sie eine Menge Menschen zur Beförderung des Glücks von einer ger-

rins

werden: das Feld wird alsdann nicht recht bebauet und arm; sechs oder acht Millionen Menschen schmachten im Elende h); und fünf oder sechs tausend leben in einem Ueberflusse, der sie zwar verhaßt, aber nicht glücklicher machet.

Was kann auch in der That die mehrere oder weniger Köstlichkeit der Tafel zum Glück eines Menschen beitragen? Wäre es nicht hinreichend, wenn er den Hunger erwartete, und seine Uebungen oder die Länge seiner Spaziergänge zufolge des schlechten Geschmacks von seinem Koche einrichtete, um ein jedes Gerichte gutschmeckend zu finden, das nicht ganz abscheulich wäre? Ueber dieses entziehen die Mäßigkeit und die Uebung ihn nicht allen Krank-

B 4

heiten,

ringern Anzahl angehalten haben; sie hat deswegen die Menge unterdrückt, und in ihr alle Rechte der Menschlichkeit hintenangelasset.

Unmittelst sollte der Geist eines wahren Gesetzgebers sich nur mit dem Glück des Ganzen beschäftigen. Vielleicht müßte er die Menschen auf das Hirtenleben zurückführen, wenn er ihnen diese Glückseligkeit verschaffen wollte; vielleicht werden auch die Entdeckungen in dem Gesetzgeben uns auch in diesem Stücke noch dahin bringen, wovon wir abgewichen sind. Ich mag keinesweges eine so kühne Frage entscheiden, die die tiefste Untersuchung erfodert; ich kann aber nicht läugnen, daß es erstaunend sey, wie so viele Arten von Regierungen, die wenigstens dem Vorwande nach, zum allgemeinen Besten errichtet worden, so viele Gesetze und Verordnungen bey den meistesten Völkern nur zu Werkzeugen

gen des Unglücks der Menschen haben dienen müssen. Ich empfinde zwar wohl, daß man alsdann einer Menge von Vergnügen entsagen werden müsse, von denen man sich nur mühsam losmachen kann. Dieses Opfer würde indessen eine Schuldigkeit seyn, wenn das allgemeine Beste solches verlangte. Kann man nicht auch mit Grunde vermuthen, daß die äußerste Glückseligkeit einiger Privatleute stets mit dem Unglücke der größern Zahl verknüpft sey? Eine Wahrheit, welche in den beyden Versen über die Wilden sehr wohl ausgedrückt ist:

Chez eux tout est commun,
chez eux tout est égal,
Comme ils sont sans palais,
ils sont sans hospital.

Gemein sind ihre Güter, einander selber gleich,
So wenig an Palästen, als Hospitälern reich.

heiten, die die Uebermaße im Essen, welche durch köstliche Gerichte mehr gereizet wird, verursacht? Die Glückseligkeit hängt folglich nicht von der köstlichen Tafel ab.

Die Glückseligkeit des Menschen hat eben so wenig von der Prächtigkeit der Kleider oder Kutschen u. c.: man empfindet kein physikalisches Vergnügen, (und diese sind doch die wesentlichsten) wenn man öffentlich mit einem gestickten Kleide in einem herrlichen Wagen einherfährt. Wenn es hochkömmt, rühret einen ein Vergnügen, das durch die Eitelkeit erregt wird, und dessen Beraubung uns vielleicht unerträglich seyn dürfte; dessen Genuß aber doch läppisch ist. Der reiche Mann vermehret durch die Ausstrahlung seiner Pracht seine Glückseligkeit nicht nur nicht; sondern er beleidiget vielmehr die Menschheit dadurch: der Unglückliche glaubet, wenn er seine Elendslappen mit den Kleidern des Reichen vergleicht, daß der Unterschied unter der Glückseligkeit des Reichen und der seinigen nicht geringer seyn könne, als es der Unterschied in Kleidern ist. Er erinnert sich bey dergleichen Gelegenheit des Andenkens seiner schmerzlichen Plagen, denen er ausgesetzt ist: und befindet sich hierdurch des einzigen Trostes beraubt, dessen ein Unglücklicher fähig ist, wenn er einen Augenblick sein Elend vergessen kann.

Es ist daher gewiß, werden diese Philosophen fortfahren, daß die Pracht keines Menschen Glückseligkeit mache; und

z) Was ich von dem Handel mit Waaren, die zur Pracht dienen, sage, darf eben nicht auf alle Arten der Handlung ausgedeutet werden. Die Reichthümer, welche durch die Manufacturen und die Vollkommenheit der Künste, die der Pracht Vorschub thun, in einen Staat gebracht werden, verweilen nicht darinnen, u. vermehren auch die Glückseligkeit der Privatleute nicht. So aber ver-

hält es sich mit den Reichthümern nicht, welche der Handel mit den Waaren, die mit zur ersten Nothwendigkeit gehören, verschaffet. Dieser Handel setzet einen vorerflichen Ackerbau, eine Vertheilung dieser Aecker in unzählige kleine Sizen, und folglich eine weit weniger ungleiche Austheilung der Reichthümer voraus. Ich weiß wohl, daß der Handel mit Lebensmitteln ebenfalls nach einem gewissen

und daß, wenn man eine zu große Ungleichheit der Reichthümer unter den Bürgern annimmt, man zu gleicher Zeit das Unglück der mehresten unter ihnen voraussetzen könne. Das Volk, bey welchem die Pracht sich einschleicht, ist also innerhalb nicht glücklich: nun wollen wir sehen, ob es auch außerhalb mehrere Ehrfurcht habe.

Der Ueberfluß des Geldes, welches die Pracht in einen Staat hereinköcket, blendet die Einbildung so gleich; dieser Staat wird auf einige Augenblicke ein mächtiger Staat seyn. Dieser Vortheil aber (wir nehmen an, es könne einiger Vortheil außer der Glückseligkeit der Bürger möglich seyn) ist nur ein Vortheil, der nicht Stich hält, wie Herr Hume es bemerkt. Die Reichthümer müssen nach und nach durch tausend verschiedene Gegenden gehen, gleichwie das Meer nach tausend verschiedenen Flächen ab- und zuflömet. Wenn ein Volk durch die Schönheit seiner Manufacturen und durch die Vollkommenheit der zur Pracht dienenden Künste das Geld der benachbarten Völker an sich gezogen hat: so ist ausgemacht, daß der Preis der Lebensmittel und der Handarbeiten bey diesen armen Völkern unumgänglich fallen müsse; und daß, wenn diese Völker der reichen Nation einige Manufacturiers und Künstler entziehen, sie dieselbe ebenfalls arm machen können; indem sie derselben eben die Waaren, mit welchen diese Nation sie vor dem versah, gegen geringere Preise verschaffen i). So

B 5

bald

wissen Zeitlaufe eine ziemlich große Ungleichheit in den Glücksumständen der Bürger veranlassen, und mit ihr die Pracht zugleich einführen kann. Vielleicht ist es aber auch gar wohl möglich, in diesem Falle den Lauf der Pracht zu hemmen. Das, was man wenigstens sicher behaupten kann, ist: daß alsdann, indem die Reichthümer sich in weniger Händen befinden, sie nur langsam anwach-

sen, da die Landleute, welche das Feld bestellen, zugleich Handelsleute sind, und die Anzahl der Eigener die Zahl der ums Lohn Arbeitenden bey weitem übersteigt; die letztern auch, da sie nicht so häufig sind, sich, wie ich in einer vorhergehenden Note angemerkt habe, im Stande befinden, ihre Tasgearbeit zu würdigen, und einen zureichenden Lohn zu fordern, durch den es ihnen möglich wird, sich

und

bald sich nun der Mangel des Geldes in einem zur Pracht gewöhnten Staate hervorthut, so bald fällt diese Nation in Verachtung.

Dieser Verachtung sich zu entziehen, müßte man sich einem unschuldigen Leben nähern; dem aber sowohl die Sitten, als die Geseze entgegen sind. Der Zeitpunkt der größten Pracht eines Volkes ist also gewöhnlicher Weise auch der Zeitpunkt eines ihm nahen Verfalls und Verderbens. Die Glückseligkeit und die scheinbare Macht, welche die Pracht den Völkern auf eine kurze Zeit mittheilet, ist den heftigen Fiebern ähnlich, welche dem Kranken, den sie aufreiben, in dem heftigsten Anfalle eine unglaubliche Stärke mittheilen; und einem Menschen die Kräfte bloß deswegen zu vermehren scheinen, um ihm bey der Abnahme der Heftigkeit mit der Kraft zugleich das Leben zu nehmen.

Wir

und ihr Haus ehrlich zu erhalten. Auf diese Art empfängt ein jeder seinen Theil von den Reichthümern, welche das Verkehr mit den Lebensmitteln der Staaten verschaffet. Noch muß ich hinzufügen, daß diese Art Handlung denen Veränderungen gar nicht unterworfen sey, denen der Handel mit den Waaren der Pracht ausgesetzt ist. Eine Kunst und eine Manufactur, geht sehr leicht aus einem Lande in ein anderes über; welche Zeit wird aber nicht erfordert, um die Unwissenheit und Faulheit der Bauern zu überwinden, und sie dahin zu bringen, daß sie sich den Anbau eines neuen Lebensmittels empfohlen seyn lassen? Will man diese neue Art in einem Lande einführen, so wird eine Mühe und ein Aufwand dazu erfordert, daß dieses Umstandes wegen der Handlung des Landes

fast allezeit der Vortheil allein bleibt, in welchem diese Waare durch die Natur hervorgebracht, und seit geraumer Zeit angebauet worden ist.

Indessen ist ein Fall, der vielleicht bloß eingebildet ist, möglich, in welchem die Anlegung von Manufacturen und die Handlung mit den Producten der zur Pracht dienenden Künste, für sehr zurvåglich gehalten werden können. Das würde der Fall seyn, wenn die Größe und Fruchtbarkeit eines Landes für die Anzahl seiner Bewohner nicht hinreichte; das ist, wenn ein Staat nicht alle seine Bürger ernähren könnte. Alsdann hat ein Volk, dem es nicht bequem wäre ein Land, wie America ist, zu bevölkern, nur zwey Wege zu erwählen; entweder durch angestellte Wanderungen die benachbarten Länder zu überschwe-

Wir wollen, uns von dieser Wahrheit zu überführen, werden die Philosophen ferner sagen, dem nachforschen, was eine Nation in der That bey ihren Nachbarn furchtbar machen kann: unstreitig die Menge und der Nachdruck ihrer Bürger, deren Zuneigung zum Vaterlande, und endlich ihr Muth und ihre Tugend.

Man weiß, daß in Ansehung der Menge an Bürgern, die besonders wegen der Pracht berühmten Länder nicht die volkreichsten sind; daß die Schweiz auf einem gleichgroßen Erdgrunde mehr Bewohner, als Spanien, Frankreich und sogar auch Engelland, zählen kann.

Die Aufreibung der Menschen, welche durch eine große Handlung immer mehr befördert wird *k*), ist in diesen Ländern nicht die einzige Ursache der Entvölkerung: die Pracht erzeuget tausend andere Ursachen, weil solche die Reich-

schwemmen, und sich, wie gewisse andere Völker, mit gewaffneter Hand in andere Länder festzusetzen, die zu ihrer Erhaltung fruchtbar genug wären; oder, zweyten, Manufacturen anzulegen, und die benachbarten Völker zu nöthigen, daß sie bey ihnen Waaren holen, und ihnen dagegen die zur Unterhaltung einer gewissen Zahl von Einwohnern erforderlichen Lebensmittel zuführen. Unter diesen beyden Mitteln ist das letztere, ohne Widerrede, das menschlichste. Der Ausgang der Waffen mag Sieg oder Verlust seyn, so richtet der Einmarsch eines bewaffneten Trupps in einem Lande doch immer mehr Verwüstung und Unglück an, als die Aufbringung einer Art von Schatzung, die nicht sowohl mit Gewalt, als mit Leutseligkeit gefodert wird.

k) Diese Aufreibung der Mens-

schen ist immittelst so groß, daß man ohne Schauder diejenige nicht erwägen kann, die unser Handel nach America verursacht. Die Menschlichkeit, die da will, daß man alle Menschen lieben soll, verlangt, daß ich, bey Gelegenheit des Handels der Schwarzen, von dem Unglücke und dem Tode meiner Mitbürger und so vieler Africaner, welche durch die Hoffnung Gefangene zu machen, und durch die Begierde solche gegen unsere Waare zu vertauschen, zum Streite aufgemuntert werden, einerley Liste entwerfe. Wenn man eine gewisse Zahl von Menschen annimmt, welche theils im Kriege, theils auf der Ueberfahrt aus Africa nach America umkommen; wenn man die Zahl der Schwarze, welche, weil sie an den Ort ihrer Bestimmung kommen, Opfer des Eigensinnes, der Habsucht und der willkührlichen

chen

thümer in die Hauptstädte zieht, das Land Mangel leiden läßt, der willkührlichen Gewalt, und folglich auch der Steigerung der Abgaben, Vorschub thut, auch endlich vermögenden Völkern es leichte macht, Gelder aufzunehmen *l*), welche sie alsdann, ohne die Leute mit schweren Abgaben zu belästigen, nicht wieder zahlen können. Da nun diese verschiedenen Ursachen der Entvölkerung ein ganzes Land in das Verderben zu stürzen vermögen, so muß folglich auch daselbst die Beschaffenheit des menschlichen Körpers geschwächt werden. Ein der Pracht ergebenes Volk ist niemals von dauerhafter Natur: einige Mitbürger sind durch die Weichlichkeit entkräftet, und andere durch die Dürftigkeit ausgezehret worden.

Wenn die wilden oder armen Völker in diesem Stücke vor den, der Pracht ergebenen Völkern, einen großen Vorzug haben, wie der Ritter Folard solches anmerket; so ist anoch der Ackermann bey armen Nationen oft reicher, als bey den reichen Völkern: daher hat der Bauer in der Schweiz mehr Bequemlichkeiten, als ein französischer Bauer *m*).

Zur Bildung starker Körper wird schlechte, aber gesunde und reichliche Kost erfordert; eine Uebung des Leibes, welche zwar nicht übertrieben, aber doch stark seyn muß; eine starke Gewohnheit in Ertragung der verschiedenen Jahreszeiten, eine Gewohnheit, welche die Bauern ertragen, und aus diesem Grunde weit geschickter zur Ertragung der Mühseligkeiten des Krieges sind, als Handwerker; welche sich meh-

chen Macht eines Herrn werden, dazu thut: und zu diesen beyden Rechnungen die Mitbürger mit zählet, die durch das Feuer, durch den Schiffbruch oder den Scharbock umkommen; wenn man endlich die Matrosen dazu rechnet, welche bey ihrem Aufenthalte auf der Insel St. Thomas, durch die ansteckenden Seuchen der, dieser Gegend eigenen Bitterung, oder

durch die Folgen einer Ausschweifung, welche in diesem Lande höchst gefährlich ist, hinweggerafft werden: so wird man gestehen müssen, daß kein Faß Zucker nach Europa gebracht wird, welches nicht Menschenblut gekostet hätte. Welcher Mensch sollte nun wohl anstehen, wenn er das Unglück erwäget, welches durch den Bau und durch die Anführung dieses Lebens:

mehrentheils an ein sitzendes Leben gewöhnet haben. Daher entstehen auch bey armen Völkern diese nicht zu ermüdenden Armeen, welche das Schicksal der Länder der Veränderung unterwerfen.

Welchen Widerstand würde ein der Pracht und der Weichlichkeit ergebenes Land diesen Nationen wohl thun können? Es wird ihnen weder an der Zahl, noch an der Stärke seiner Bewohner überlegen seyn. Die Liebe zum Vaterlande kann, wird man sagen, die Menge und die Stärke der Bürger ersehen. Wodurch sollte aber in dergleichen Ländern die tugendhafte Liebe des Vaterlandes erzeugt werden? Der Bauerstand, welcher allein unter jedem Volke zwey Drittheile ausmacht, ist darinnen unglücklich: der Handwerker besitzt nichts Eigenthümliches; er wird aus seinem Dorfe in eine Werkstatt oder Bude, und aus einem Laden in einen andern versetzt. Der Künstler wird also mit dem Wandern bekannt, und kann keinen Ort lieb gewinnen. Da er fast allerwärts seinen Unterhalt zu finden glaubet, so sieht er sich nicht als einen Bürger eines Landes, sondern als einen Bürger der ganzen Welt an.

Ein dergleichen Volk kann sich also durch seinen Muth nicht lange hervorthun; weil bey einem Volke die Tapferkeit mehrentheils entweder in der Wirkung der Leibesstärke, in dem blinden Vertrauen zu seiner Kraft besteht, welche den Menschen die Hälfte ihrer Gefahr, der sie sich aussetzen, verbirgt; oder in der Wirkung einer heftigen Liebe zum Va-

ter-

Lebensmittels entsteht, sich des selben beraubt zu sehen, und einem Vergnügen zu entsagen, welches nur durch die Thränen und den Tod so vieler Unglückseligen erkauft werden muß? Wir wollen unsere Blicke von einem so traurigen Schauplatze wegwenden, welcher der Menschlichkeit so viel Schaam und Entsetzen erregt.

l) Holland, Engelland und Frankreich sind mit Schulden überhäufet: die Schweiz aber hat gar keine.

m) Grotius sagt: es sey nicht genug, daß das Volk nur mit dem zu seiner Erhaltung und seinem Leben unumgänglich nöthigen Sachen versehen wäre; sondern dessen Umstände müssen außer diesen annoch angenehm seyn.

terlande, welche machet, daß sie die Gefahr nicht achten: so aber entkräftet die Pracht durch die Länge beyde Quellen des Muths *n*). Vielleicht möchte die Habsucht eine dritte Quelle abgeben, wenn wir noch in den wilden Zeiten lebten, in welchen man die Leute zu Slaven machte, und die Städte ausplündern ließ. Da der Soldat gegenwärtig nicht mehr durch diesen Bewegungsgrund gereizet wird, so kann ihn nur die Ehrbegierde zum Dienste locken. So wie aber bey einem Volke die Begierde nach Reichthum zunimmt, so nimmt die Begierde nach der Ehre ab *o*). Man würde vergeblich einwenden wollen, daß die reichen Nationen wenigstens auf der Seite des Glückes und des Vergnügens das wieder gewinnen, was sie auf Seiten der Tugend und der Tapferkeit verlor. Ein Spartaner *p*) war nicht weniger glücklich als ein Persianer. Die ersten Römer, deren Tapferkeit durch ein Geschenk von einigen Lebensmitteln belohnet wurde, würden dem Crassus sein Schicksal nicht beneidet haben.

Cajus Quillius, der auf Befehl des Raths alle Abende bey dem Scheine der Fackeln und dem Tone der Flöten nach seinem Hause gebracht wurde, hatte an diesem rauhen Concerte nicht minderes Vergnügen, als wir bey der un-

ver-

n) Man hat dem zu Folge von dem kriegerischen Geiste allezeit dafür gehalten, als verträge er sich mit dem Geiste der Handlung gar nicht: nicht darum, weil man solchen nicht wenigstens gewissermaßen mit dem andern verbinden könne; sondern weil dieses Problem eins der schwersten ist, welches in der Politik aufgelöst werden könnte. Die, welche bisher über die Handlung geschrieben, haben diese Materie nur von der einen Seite abgehandelt; sie haben nicht nachdrücklich empfunden,

daß alles seinen Einfluß aufs Ganze habe; daß von alle dem, was zur Regierung gehöret, nichts eigentlich allein und für sich betrachtet werden könne; daß das Verdienst eines Schriftstellers von der Art darinnen besteht, wenn er alle Theile des Regierungsgeschäftes mit einander zu verbinden sucht; und daß endlich ein Staat eine Maschine sey, die durch verschiedene Triebfedern in Bewegung gesetzt wird, deren Geschwindigkeit man nach dem eigenen Schwunge einer jeden Triebfeder und

vergleichlichsten Sonate. Wenn wir aber auch zugestehen, daß reiche Nationen sich einige Bequemlichkeiten verschaffen können, die armen Völkern unbekannt sind; wer genießt diese Bequemlichkeiten? Eine kleine Anzahl reicher und dazu berechtigter Leute, die sich für die ganze Nation ansehen, schließen aus ihrer eigenen Gemächlichkeit, der Bauer sey glücklich. Wenn aber auch diese Bequemlichkeiten unter eine stärkere Zahl von Bürgern vertheilet wären, von welchem Werthe ist wohl dieser Vortheil, wenn er mit denen Vortheilen verglichen wird, welchen arme Völker besitzen; indem ihnen ein standhaftes und tapferes Gemüth zu Theil worden, welches ein Feind der Slaveren ist? Die Völker, bey welchen die Pracht einreißt, werden über kurz oder lang der unumschränkten Gewalt aufgeopfert. Die Tyrannen schmiedet ihnen um ihre schwachen und entkräfteten Hände die Fesseln, die sie schleppen müssen. Wie wollen sie diesen wohl ausweichen? Denn bey diesen Nationen leben die einen in Weichlichkeit, und die Weichlichkeit denket weder, noch sieht sich vor: die andern schmachten im Elende, und die dringende Noth, die nur mit der Sättigung beschäftiget ist, erhebt ihre Blicke nie bis zur Freyheit. Unter der unumschränkten Regierungsart gehö-

ren

und der Wirkung gemäß, welche man daher erwarten will, entweder vermehren oder vermindern muß.

o) Es ist nicht nöthig, hier anzudeuten, daß die Pracht in dieser Aussicht für eine Nation auf festem Lande weit schädlicher, als für Insulaner ist. Ihre Schiffe sind dieser letztern Schutzmauern, und die Matrosen ihre Soldaten.

p) Als man einsmals vor dem Alcibiades die Tapferkeit der Spartaner rühmte, so sagte er:

worüber verwundert man sich? da sie so unglücklich leben, muß ihnen allerdings nichts mehr angelegener, als der Tod seyn. Das war ein Scherz eines in der Pracht erzogenen jungen Menschen! Alcibiades betrog sich, und Lacedämon misgönnte Athen das Glück nicht. Dieses bewog einen Alten zu sagen, daß es sich mit den Spartanern weit angenehmer unter dem Schutze guter Geseze; als mit den Sybariten unter dem angenehmsten Gebüsch leben lasse.

ren die Reichthümer des Volkes dem Landesherrn; in der Republik den Mächtigen, so wie den muthigern Völkern, welche an den Gränzen der Republik wohnen.

„Die Römer hätten zu den Carthaginensern sagen können: bringet uns eure Schätze her; denn sie gehören uns. Rom und Carthago wollten sich alle beyde bereichern, sie bedienten sich aber verschiedener Wege, um zu diesem Zwecke zu gelangen. Mittlerweile ihr den Fleiß eurer Bürger ermuntertet, Manufacturen anlegtet, das Meer mit euren Schiffen bedecktet, die unbewohnten Küsten untersuchtet, und alles Gold aus Spanien und Africa an euch zoget; härteten wir, die wir klüger waren, unsere Soldaten in den Mühseligkeiten des Krieges ab, und erhoben ihre Tapferkeit: wohl wissend, daß der Fleißige nur für den Tapfern arbeite. Nun ist die Zeit des Genusses gekommen; gebet uns die Güter, die ihr zu vertheidigen zu ohnmächtig seyd. Wenn die Römer auch eben diese Sprache nicht geredet haben, so beweist ihr Betragen wenigstens, daß sie der Meynung waren, welche diese Rede voraussetzet. Warum sollte auch das arme Rom nicht dem reichen Carthago Gesetze vorgeschrieben, und in dem Stücke den Vorzug behauptet haben, welchen fast alle arme Nationen über die reichen Völker gehabt haben? Hat man nicht gesehen, wie das mäßige Lacedämon das reiche und handelnde Athen besiegte? Traten die Römer nicht die goldenen asiatischen Zepter unter die Füße? Hat man nicht gesehen, wie Aegypten, Phönicien, Tyrus, Sidon, Rhodus, Genua und Venediq entweder unters Joch gebracht, oder wenigstens durch Völker, die sie Barbaren nannten, gezüchtigt worden sind? Und wer weis, ob man das reiche Holland, das innerhalb nicht so glücklich, wie die Schweiz ist, nicht einmal seinen Feinden einen weniger hartnäckigen Widerstand thun sehen wird? So ist der Gesichtspunct beschaffen, unter welchem die Pracht sich den Philosophen zeigt, welche dieselbe den Nationen für nachtheilig gehalten haben.

Der

Der Schluß, den ich aus dem ziehe, was ich gesaget habe, ist dieser, daß die Menschen, ob sie gleich das gar wohl sehen, was sie sehen, und richtige Folgerungen aus ihren Grundsätzen herleiten, dennoch oft auf widersprechende Schlüsse gebracht werden: weil sie nicht alle Gegenstände im Gedächtnisse haben, aus deren Vergleichung sie die Wahrheit ziehen wollen, die sie suchen.

Es wird, denke ich, nicht nöthig seyn, zu sagen, wie ich nicht gesonnen bin zu entscheiden: ob die Pracht den Staaten wirklich schädlich oder nützlich sey? wenn ich gleich die Frage darüber unter zwei verschiedenen Ansichten vorgetragen habe: man würde sich in Zergliederungen einlassen müssen, die mit meinem mir vorgenommenen Vorwurfe keine Verwandtschaft haben, wenn man diese moralische Aufgabe genau auflösen wollte. Ich habe durch dieses Beispiel lediglich beweisen wollen, daß man bey verwickelten Fragen, die man ohne Leidenschaften beurthellet, sich nur durch Unwissenheit betrügen könne; das ist, indem man sich einbildet, daß die Seite, welche man an einem Gegenstande sieht, auch nur alles sey, was man an dem Gegenstande sehen könne.

Viertes Capitel.

Von dem Misbrauche der Wörter.

Eine zweyte Ursache der Irrthümer, und die ebenfalls aus der Unwissenheit entspringt, ist der Misbrauch der Wörter, und daß man nicht ganz deutliche Begriffe mit ihnen verbindet. Herr Locke hat diese Sache so glücklich abgehandelt, daß ich mir deren Untersuchung bloß darum erlaube, um den Lesern die Mühe des Nachsuchens zu überheben; zumal auch nicht alle das Werk dieses Philosophen sogleich bey der Hand haben möchten.

Descartes hatte bereits vor Locken gesaget, die Peripatetiker, die sich hinter dunkle Wörter stecketen, wären Blinden gleich: welche, um den Streit gleich zu machen, einen
C
sehen.

sehenden Menschen in eine finstere Höhle zögen. Er setzte noch hinzu, weis dieser Mensch der Höhle Licht zu geben, und die Peripatetiker zu nöthigen, daß sie genaue Begriffe mit den Wörtern, deren sie sich bedienen, verbinden, so ist sein Sieg gewiß. Nach dem Descartes und Locken will ich beweisen, daß in der Metaphysik und Moral der Misbrauch der Wörter und die Unwissenheit ihrer wahren Bedeutung, wenn ich so sagen darf, zum Labyrinth wird, in welchem sich die größten Geister bisweilen verirret haben. Ich werde einige von den Wörtern zu Beyspielen nehmen, die zu den längsten und lebhaftesten Streitigkeiten unter den Philosophen Anlaß gegeben haben: dergleichen sind in der Metaphysik die Wörter Materie, Raum, und das Unendliche.

Man hat von je her und wechselsweise behauptet, daß die Materie denke und nicht denke, und hat darüber sehr lange und sehr weitläufig gestritten. Nur späte ist man erst darauf gefallen, einander zu fragen: worüber man denn stritte? und mit dem Worte Materie einen genauen Begriff zu verknüpfen. Hätte man gleich anfänglich die Bedeutung dieses Wortes bestimmt, so würde man erkannt haben, daß die Menschen, so zu reden, die Schöpfer der Materie gewesen wären; daß die Materie ein Unding wäre, daß man in der Natur nichts als Einheiten fände, denen man den Namen Körper beygelegt hätte; und daß man unter dem Worte Materie nichts anders, als eine Sammlung von Eigenschaften, die allen Körpern gemein wäre, verstünde. Da nun die Bedeutung des Wortes bestimmt war, so kam es nur darauf an, daß man wüßte, ob die Ausdehnung, die Härte und Undurchdringlichkeit die alleinigen Eigenschaften wären, welche allen Körpern eigen seyn sollten; und ob die Entdeckung einer Kraft, wie zum Exempel die anziehende Kraft, nicht vermuthen ließe, daß die Körper auch noch einige unbekante Eigenschaften haben könnten, wie die Kraft zu empfinden wäre: welche, ob sie schon nur in denen mit Gliedern begabten Körpern der Thiere sich

sich äußere, dennoch allen Wesen gemein seyn dürfte. Wäre die Frage so weit aufgelöset worden, so würde man damals haben einsehen können, daß, wenn es im strengen Verstande unmöglich sey, zu beweisen: daß alle Körper schlechterdings un-
 fühlbar wären, ein jeder Mensch, der hierüber durch die Of-
 fenbarung kein Licht erhalten hat, die Frage nur durch den Ue-
 berschlag und die Vergleichung der Wahrscheinlichkeiten der ei-
 nen sowohl, als der andern Meynung entscheiden kann.

Zur Endigung dieses Streites hatte man nicht nöthig, verschiedene Lehrgebäude der Welt zu bauen, sich in der Zu-
 sammensetzung von Möglichkeiten zu verlieren, und seinen Geist so erstaunlich anzustrengen, welches doch zu nichts gedie-
 net hat, und wirklich zu nichts weiter dienen konnte, als zu mehr oder weniger sinnreichen Irrthümern.

Durch die Fehler großer Männer, die vor uns gelebet haben, klüger gemacht, müssen wir empfinden, daß unsere vermehrten und gesammelten Bemerkungen kaum hinreichen, um daraus ein Stück eines besondern Systems zusammenzu-
 setzen, das zu dem System des Ganzen paßte; daß man bis-
 her das System der Welt nur aus den Tiesen der Einbildungs-
 kraft geschöpft habe; und daß, da man aus denen von uns entfernten Ländern nie andere als verfälschte Nachrichten hat, die Philosophen von dem Weltssystem auch nur falsche Nach-
 richten haben: so werden sie bey vielem Verstande und vielen Muthmaßungen doch jederzeit nichts als Fabeln erzählen, bis die Zeit und ein Zufall ihnen eine allgemeine Erscheinung ge-
 geben haben werden, durch welche alle andere erwiesen werden können.

Was ich von dem Worte Materie gesaget habe, gilt auch von dem Raume; die mehresten Philosophen haben aus demselben ein Wesen gemacht, und die Unwissenheit der Bedeutung dieses Wortes hat Anlaß zu langwierigen Streitigkeiten gegeben *q*). Sie würden kürzer gewor-
 den seyn, wenn sie mit diesem Worte einen deutlichen Be-
 griff

C 2

q) Man sehe die Streitigkeiten des Clarke mit Leibnizen an.

griff verknüpft hätten: sie würden alsdann darüber einig geworden seyn, daß der Raum, in abstractem Verstande, das leere Nichts wäre; daß der Raum in den Körpern betrachtet, das, was man Ausdehnung nennet, sey; daß wir den Begriff des leeren Raumes, welcher zum Theil den Begriff des Raumes ausmachet, dem zwischen zween Bergen bemerkten Abstände zuzuschreiben haben; ein Abstand, welcher, da er nur von der Luft eingenommen wurde, das ist, von einem Körper, der in einer gewissen Weite keinen fühlbaren Einbruck auf uns machet, uns einen Begriff von der Leere hat geben müssen, die nichts anders als eine Möglichkeit ist, uns Berge vorzustellen, die von einander entfernet sind, ohne daß der Zwischenraum, der sie von einander scheidet, durch einen andern Körper erfüllet werde.

Was den Begriff vom Unendlichen anbetrifft, der annoch im Begriffe vom Raume eingeschlossen ist: so haben wir diesen Begriff von dem Unendlichen nur dem Vermögen eines Menschen zu danken, welcher in einer Fläche hingestellet, allezeit deren Gränze so weit hinaussetzen mag, ohne daß man in diesem Stücke das Ziel bestimmen könne, bey welchem seine Einbildungskraft anhalten möchte: der **Mangel der Gränzen** ist, es mag die Rede seyn, wovon es wolle, der einzige Begriff, den wir von dem Unendlichen haben können. Wenn die Philosophen vorher die Bedeutung des Wortes unendlich festgesetzt hätten, ohne erst hierüber eine Meynung feststellen zu wollen: so würden sie sich, glaube ich, genöthiget gesehen haben, die obige Beschreibung davon gelten zu lassen, und ihre Zeit nicht mit unnützen Streitigkeiten verloren haben. Wir müssen hauptsächlich unsere grobe Unwissenheit in der Bedeutung der Worte der unrichtigen Philosophie der vorigen Jahrhunderte zuschreiben: sie bestund fast ganz in einem Misbrauche der Wörter. Diese Kunst, die alle Wissenschaft der Scholastiker ausmachte, verwirrte alle Begriffe; und die Dunkelheit, welche in allen Ausdrücken herrschte, breitete sich überhaupt über alle Wissenschaften aus, und besonders über die Moral. Als

Als der berühmte Herr de la Rochefoucault sagte: die Eigenliebe wäre der Grund von allen unsern Handlungen: wie viele Leute brachte die Unwissenheit in der wahren Bedeutung des Wortes Eigenliebe nicht wider diesen vornehmen Schriftsteller auf? Man hielt die Eigenliebe für Hochmuth und Eitelkeit; und bildete sich mithin ein, der Herr de la Rochefoucault mache das Laster zur Quelle aller Tugenden. Indessen hätte man gar leicht wahrnehmen können, daß die Eigenliebe, oder die Liebe zu sich selbst, nichts anders wäre, als eine von der Natur in uns gelegte Empfindung; daß dieses Gefühl bey jedem Menschen entweder zum Laster, oder zur Tugend würde, nachdem der Geschmack und die Leidenschaften wären, die ihn beseelten; und daß die Eigenliebe, nach Maaßgabe ihrer verschiedenen Anwendung, eben sowohl Hochmuth, als Bescheidenheit erzeuge.

Die Kenntniß dieser Begriffe würde den Herrn de la Rochefoucault vor dem so oft wiederholten Vorwurfe, er sähe die Menschen zu sehr von der schwarzen Seite an, verwahret haben. Er hat die Menschen gekannt, so wie sie sind. Ich gebe zu, daß, wenn wir so deutlich die Gleichgültigkeit fast aller Leute gegen uns wahrnehmen, solches ein für unsere Eitelkeit sehr schmerzlicher Anblick sey; allein, man muß die Menschen nehmen wie sie sind: wollte man sich über die Wirkungen ihrer Eigenliebe erzürnen, so würde es eben so viel seyn, als wenn man sich über die Plazregen im Frühlinge, über die Hitze im Sommer, über den häufigen Regen im Herbst, und über das Eis im Winter beklagen wollte.

Will man die Menschen lieben, so muß man wenig von ihnen gewärtigen: will man ihre Fehler ohne Bitterkeit ansehen, so muß man sich gewöhnen, ihnen solche zu vergeben, und empfinden, daß die Nachsicht eine Billigkeit sey, welche die menschliche Schwachheit mit Recht von der Weisheit fordern kann. Nun ist nichts geschickter, uns die Nachsicht einzustoßen, unser Herz vor dem Hasse zu verschließen, und dasselbe nur für die Grundsätze einer menschlichen und sanften Moral offen zu halten, als eine tiefe Erkenntniß des mensch-

menschlichen Herzens, so wie sie der Herr de la Rochefoucault besaß: die verständigsten Leute sind auch fast allezeit die nachsehendesten gewesen. Welche leutselige Grundsätze treffen wir nicht zerstreuet in ihren Werken an! Plato saget: gehet mit euren Untergebenen und mit euren Bedienten wie mit unglücklichen Freunden um. „Muß ich denn,“ sagte ein Philosoph aus Indien, allezeit die Reichen schreyen hören: Herr, tödte den, der uns das Geringste von unsern Gütern entwendet; da inmittelst der Arme mit kläglichem Stimm und mit gen Himmel aufgehobenen Händen bethet: Herr, laß mich einen Theil der Güter genießen, womit du den Reichen erfüllst; und wenn Unglücklichere mir einen Theil davon rauben, so will ich dich nicht um Rache anflehen: ich will diesen Raub mit einem Auge ansehen, mit welchem man die Tauben zur Saatzeit sich über die Felder verbreiten sieht, um ihr Futter darauf zu suchen.

Wenn übrigens das übelverstandene Wort Eigenliebe so viele kleine Geister wider den Herrn de la Rochefoucault aufgebracht hat: zu welchen noch weit ernsthaftern Streitigkeiten hat nicht das Wort Freyheit Anlaß gegeben? Streitigkeiten, welche gar leicht hätten geendiget seyn können, wenn alle Menschen solche Freunde der Wahrheit wären, wie der Pater Malebranche, und eben so wie dieser geschickte Gottesgelehrte gestanden hätten, wenn der letztere in seiner Praemotione physica sagt: die Freyheit wäre ein Geheimniß. Dringt man wegen dieser Sache in mich, so sehe ich mich genöthiget, ganz stille zu schweigen. Hieraus folget nicht, daß man sich von dem Worte Freyheit keinen deutlichen Begriff machen könne, wenn man solches in einer gewöhnlichen Bedeutung annimmt. Ein freyer Mensch ist der, der weder mit Ketten belegt, noch

r) Es giebt Leute, welche das Stillestehen des Verstandes auch noch als einen Beweis für die Freyheit annehmen; sie werden

aber nicht gewahr, daß bey Urtheilen das Anstehen des Verstandes eben so nöthig ist, als die Uebereilung nachtheilig seyn kann, wenn

noch im Gefängnisse befindlich ist, und auch nicht wie der Slave durch die Furcht einer Züchtigung erschreckt wird. In diesem Verstande besteht die Freyheit des Menschen, in der freyen Ausübung seiner Macht: ich bediene mich des Wortes Macht, weil es lächerlich seyn würde, wenn man dafür halten wollte, das Unvermögen, nicht wie der Adler durch die Lüfte zu fliegen, wie der Wallfisch unter dem Wasser zu leben, und uns nicht zu Königen, Päbsten oder Kaisern machen zu können, stritte wider diese Freyheit und hebe solche gar auf.

Man hat also einen deutlichen Begriff von dem Worte Freyheit, in einer gemeinen Bedeutung genommen; so verhält es sich aber nicht, wenn man das Wort Freyheit bey dem Willen anbringen will. Was würde die Freyheit alsdann seyn? Man müßte alsdann durch dieses Wort nur die freye Gewalt, etwas zu wollen oder nicht zu wollen, verstehen; diese Macht würde aber auch einen Willen ohne Bewegungsgrund, und folglich Wirkungen ohne Ursache voraussetzen. Man würde also zugleich Gutes und Böses wollen können; eine Sache, die schlechterdings unmöglich ist. Wenn das Verlangen nach dem Vergnügen der wirkliche Grund aller unserer Gedanken und Handlungen ist; wenn alle Menschen beständig nach ihrer wirklichen oder scheinbaren Glückseligkeit streben; so ist alle unser Wollen nur eine Wirkung von diesem Bestreben. In dem Sinne kann man allerdings keinen deutlichen Begriff mit dem Worte Freyheit verknüpfen. Wenn man aber, wird man sagen, genöthiget ist, der Glückseligkeit allerwegen nachzujagen, wo man sie nur findet: so haben wir wenigstens die freye Wahl unter den Mitteln, die wir anwenden, um uns glücklich zu machen r)? Ja, antworte ich: allein, das Wort frey sagt

E 4

als-

wenn man, nachdem man sich aus Mangel reiflicher Untersuchung in ein Unglück gestürzt hat, dadurch klüger worden ist, so zwingt uns

unsere Eigenliebe zur Aufschiebung unserer Entschliebung.

So betrügt man sich in dem Worte Ueberlegung: wir glauben

ben

alsdann nicht mehr, als das Wort Klug seyn, und vermengen diese beyden Begriffe nur mit einander: je nachdem ein Mensch eine Kenntniß des Processes und der Rechtsgelehrsamkeit besitzt, oder bey seinen Rechtshändeln von einem weniger oder mehr geschickten Advocaten bedienet wird; desto eine bessere oder schlechtere Parthey, wird er zu ergreifen wissen. Er mag aber eine Parthey ergreifen, welche er will, so wird die Begierde nach seinem Glücke ihn doch jederzeit zu der Parthey schlußig machen, die seinen Vortheilen, seinem Geschmacke, seinen Leidenschaften und kurz allen dem was er für sein Glück hält, die gemäße zu seyn ihm scheinen wird.

Auf welche Art sollte man auch wohl das Problem von der Freyheit philosophisch erklären können? Wenn wir, wie es Herr Locke bewiesen hat, unserer Freunde, unserer Aeltern, unserer Bücher, und endlich auch aller uns umgebenden Gegenstände Schüler sind; so müssen auch alle unsere Gedanken und unser Wollen unmittelbare Wirkungen oder nöthige Folgen der Eindrücke seyn, die wir erhalten haben.

Man kann sich also keinen Begriff von dem Worte Freyheit, in so ferne solches auf den Willen angewendet wird, machen; man muß solche als ein Geheimniß ansehen:

ben zu überlegen, wenn wir z. E. unter zweyen Vergnügen, die einander beynahе gleich sind; und also das Gleichgewicht halten, die Wahl haben; inzwischen thut man alsdann nichts weiter, als daß man die Langsamkeit für Ueberlegung hält, mit welcher unsrer zwey Gewichten, die beynahе gleich schwer sind, endlich das schwerere eine von beyden Wagschaalen niederdrückt.

„Die Freyheit ist etne leere Einbildung, sagten die Stoiker.

„Wir bilden uns ein, Freyheit zu haben, weil wir die Bewegungsgründe nicht kennen, vermöge welcher wir die Umstände gegeneinander halten, die uns alsdann schlußig machen, so und nicht anders zu handeln. Kann man wohl denken, daß der Mensch eine wirkliche Gewalt über seine Entschließungen habe? Sind es nicht vielmehr die äußern Gegenstände, die auf tausend verschiedne Arten zusammengesetzt sind, die ihn anspornen und zum

Schlusse

sehen: mit dem heiligen Paulus ausrufen: o Tiefe! und eingestehen, daß die Theologie allein über eine dergleichen Materie sprechen könne; und daß eine philosophische Abhandlung über die Freyheit nur eine Abhandlung von Wirkungen ohne Ursache seyn würde.

Man sieht also, welchen ewigen Stoff zu Streitigkeiten und Unglückseligkeiten die öftere Unwissenheit in der wahren Bedeutung der Wörter angeben kann. Ohne an das, aus Haß und wegen theologischer Streitigkeiten, welche fast allezeit auf einen Misbrauch der Wörter sich gründeten, vergossene Blut zu gedenken, wie viel anderes Unheil hat diese Unwissenheit nicht zuwegegebracht, und in welche Irrthümer hat sie nicht die Völker gestürzt?

Diese Irrthümer sind zahlreicher, als man nicht denkt. Die Geschichte eines Schweizers wird bekannt seyn, welchem man den Eingang der Tuillerien angewiesen hatte, mit dem Verbothe niemanden in den Garten zu lassen. Ein Bürger findet sich bey dem Eingange ein. Hier, sagt der Schweizer, wird niemand eingelassen. Der Bürger antwortete ihm: ich will ja auch nicht hinein, sondern nur über die Königsbrücke herausgehen. Ach! wenn sie nur herausgehen wollen, versekte der Schweizer, so können sie, mein Herr, immer gehen *t*). Wer

C 5

solte

„Schlusse bewegen? Sollte sein
 „Wille eine weitschweifige und
 „unabhängliche Kraft seyn, wel-
 „che ohne Wahl, bloß nach einem
 „Eigensinne handeln sollte? Der
 „Wille handelt, es sey auch gleich
 „nach Maaßgabe eines Urtheiles
 „und einer Handlung des Ver-
 „standes, welche ihm vorstellt,
 „diese Sache sey seinem Vortheils
 „le zuträglicher, als jede andere;
 „es sey auch daß er ohne diese
 „vorgängige Handlung, nach Er-
 „fordern der Umstände, in welt-

„chen sich ein Mensch befindet, sich
 „gezwungen sieht, eine Parthey
 „zu ergreifen; so schmeichelt er
 „sich dessen ungeachtet, er habe
 „es freywillig gethan; ob er sich
 „gleich für eine andere Parthey
 „nicht hat entschließen können.“
 Siehe Deslandes critische Ges-
 schichte der Philos.

t) Wenn man einen Kanzler
 in seinem schleppenden Rocke, in
 seiner großen Perucke und in sei-
 nem gravitatischen Bezeigen ges-
 hen sieht, so kann man, sagt
 Mons

sollte das wohl glauben? Diese Erzählung ist die Geschichte des römischen Volkes. Cäsar stellt sich auf den öffentlichen Platz, um sich darauf krönen zu lassen; und die Römer bewilligen ihm die Gewalt unter dem Namen eines Kaisers, die sie ihm unter dem Namen eines Königs versageten: bloß weil sie mit dem Worte der königlichen Würde nicht die deutlichsten Begriffe zu verbinden wußten.

Das, was ich von den Römern sage, kann überhaupt auf Divans und auf alle Rathversammlungen angewendet werden. Man wird weder unter regierenden Herren, noch unter dem gemeinen Volke, jemanden finden, welchen der Misbrauch der Wörter nicht zu einem groben Fehler verleitet haben sollte. Diesem Fallstricke auszuweichen, müßte man, nach des Herrn von Leibniz Rathe, eine philosophische Sprache erdenken, in welcher man von jedem Worte die bestimmteste Bedeutung festsetzte. Die Menschen würden alsdann einander verstehen, und sich ihre Gedanken auf das genaueste mittheilen können; die Streitigkeiten würden ein Ende haben, welche durch den Misbrauch der Wörter verewigt werden; und die Menschen würden gar bald in allen Wissenschaften einerley Grundsätze annehmen.

Die Ausführung eines so nützlichen und zu wünschenden Entwurfs ist aber vielleicht unmöglich. Man hat kei-

nes.

Montagne, sich keine vernünftige Schilderung vorstellen, als wenn man sich eben diesen Kanzler bey der Erfüllung der ehelichen Pflicht gedenkt; vielleicht beweget einen das nicht weniger zum Lachen, wenn man die bedenkliche und ernsthafte Gesichtstellung sieht, mit welcher Beziere in dem Divan sitzen, ihre Stimmen und ihre Entschließung, so wie der Schweizer seine: Ach! wenn sie hinausgehen wollen, so köns

nen sie, mein Herr, immer gehen, von sich zu geben. Die Anwendung dieses Ausdruckes ist so leicht, und sie wird uns so oft ins Gemüth gebracht, daß man in diesem Stücke sich auf die Scharfsichtigkeit der Leser verlassen, und ihnen die Versicherung geben kann, sie werden allenthalben Schweizerwachen finden.

Ich muß bey dieser Gelegenheit noch einen lächerlichen Streich erzählen: Es ist eine Antwort, die

die

nesweges den Philosophen, sondern der Noth, die Erfindung der Sprachen zu verdanken; und die Bedürfniß in dieser Art ist leicht zu befriedigen. Dem zu Folge hat man anfänglich gleich mit gewissen Wörtern falsche Begriffe verbunden; in der Folge hat man diese Begriffe und Worte zusammengelesen und unter einander verglichen; eine jede neue Zusammensetzung hat einen neuen Irrthum erzeugt; diese Irrthümer haben sich vermehret, und indem sie sich vermehret haben, so haben sie sich dergestalt verwickelt: daß es gegenwärtig unmöglich seyn würde, ohne Mühe und unendliche Arbeit der Quelle nachzuspüren, und sie zu entdecken. Es geht mit den Sprachen, wie mit einer algebraischen Rechnung: es kann sich gleich im Anfange ein Fehler einschleichen; man wird denselben nicht gewahr; man führet die Rechnung in ihrer Folge fort, und kömmt, nachdem man Satz für Satz gegangen ist, auf äußerst lächerliche Schlüsse. Man empfindet das Ungereimte: aber wie soll man den Ort ausfinden, in dem sich der erste Fehler eingeschlichen hat? Man müßte dieserwegen das Rechnungsexempel von neuem durchgehen, und eine Menge Zahlen durchproben; allein, unglücklicher Weise giebt es wenig Leute, die das thun könnten, und noch weniger, die es thun wollten: zumal wenn der Eigennuß mächtiger Leute sich dieser Nachspürung widersetzet.

Jch

die ein Engländer einem Staatsminister ertheilte. Nichts ist lächerlicher, sagte der Staatsminister zu den Hofleuten, als die Art, mit welcher bey den schwarzen Nationen Rath gehalten wird. Stellen sie sich eine Kammer zur Versammlung vor, in welcher ein Duzend großer Krüge halb voll Wasser gestellet sind: in dieser versammeln sich ein Duzend Staatsräthe ganz ernsthaft und nackend: so bald sie in diese Kammer getreten sind, steigt jeder in seinen

Krug, und so bis an den Hals im Wasser sitzend, trägt man seine Meynung vor, und berathschlaget sich über die Staatsfachen. Sie lachen nicht, und warum? sagte der Minister zu dem Herrn, der nahe bey ihm stand. Darum, gab er zur Antwort, weil ich alle Tage etwas noch lustigers sehe. Nun was denn? erwiederte der Minister. Es giebt ein Land, in welchem die Krüge allein Staatsrath halten.

Ich habe die wahren Ursachen unserer falschen Urtheile gezeigt, und bemerken lassen, daß alle Irrthümer des Geistes ihren Ursprung aus den Leidenschaften, oder der Unwissenheit gewisser Handlungen, oder die wahre Bedeutung gewisser Wörter betreffend, empfangen. Der Irrthum ist also nicht wesentlich mit der Natur des menschlichen Geistes verbunden; unsere falschen Schlüsse sind also eine Wirkung zufälliger Ursachen, die in uns keine Fähigkeit zum Urtheilen, als von der Fähigkeit zu empfinden unterschieden, voraussetzen; der Irrthum ist also nur zufällig, woraus folget, daß alle Menschen einen wesentlich richtig denkenden Geist haben.

Da man diese Grundsätze einmal angenommen hat, so hält mich gegenwärtig nichts zurück, zu behaupten, daß urtheilen eigentlich nur fühlen sey, wie ich es bereits bewiesen habe.

Der Hauptschluß dieses Discurses ist dieser: der Geist kann entweder als die hervorbringende Kraft unserer Gedanken angesehen werden: und in dem Sinne ist der Geist nichts anders, als Gefühl und Gedächtniß; oder der Geist kann selbst als eine Wirkung derselbigen Kräfte betrachtet werden; und in dieser zweyten Bedeutung ist der Geist nichts anders, als eine Sammlung von Begriffen, und kann bey jedem Menschen in so viele Theile abgetheilet werden, als dieser Mensch Begriffe hat.

Dieses sind zwo Seiten, auf welchen der Geist sich zeigt, wenn man ihn an sich betrachtet: nun wollen wir untersuchen, was der Geist sey, wenn man ihn im Bezuge auf die Gesellschaft betrachtet.

